Lorenzo Benoni.

Scenen aus dem Leben eines Italieners.

Herausgegeben
von
einem Freunde.

Aus dem Englischen.

Zweiter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1854.

Lorenzo Benoni.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Ungereimte Ideen und rechtzeitige Umwandlung derselben. — Ich setze meine Studien im Seminar fort und stoße auf einen alten Feind.

Daß der beispiellose Erfolg, welchen ich erlangt hatte und die Art von Ovation, die mir zu Theil geworden war, mir ein wenig den Kopf verdrehte, ist nicht zu verwundern, und eben so wenig war die unbegrenzte Bewunderung Alfreds und die Art, auf welche er derselben Raum gab, geeignet, den Rausch, worin ich mich befand, zu vermindern. Wenn ich auch nicht gerade in der Attitude eines Eroberers mit eingelegter Lanze in die Welt trat, so muß ich doch gestehen, daß das damals in mir vorwaltende Gefühl das war, daß die Gesellschaft am Tage, wo ich in dieselbe trat, eine ungemein wichtige Acquisition erhalten habe. Mein Organ der Selbstgefälligkeit, welches sich schnell entwickelte, war jedoch nicht dazu bestimmt, lange unbelästigt zu bleiben.

In einer Frage, die für mich große Wichtigkeit besaß — der Frage meiner Equipirung, — stieß die Idee von meiner eigenen Wichtigkeit auf ein plötzliches Hinderniß. Ich hatte das Verlangen gestellt, zwei vollständige Anzüge zu erhalten, und erwartet, daß man mir über meine Bescheidenheit Complimente machen würde. Ganz im Gegentheil machte aber mein Vater ein schiefes Gesicht, welches keineswegs Beifall ausdrückte, und bemerkte trocken, „daß Kleidungsgegenstände unverschämt theuer und daß zwei Anzüge um die Hälfte zu viel seien. Was könne ich mit zwei Anzügen anfangen, die ich das nächste Jahr verwachsen haben würde. Ein schwarzer Anzug für Festtage, wenn es schönes Wetter wäre, sei Alles, was ich verlangen könne. Für meine Alltagstracht würde meine passend veränderte Collegiumsuniform ganz gut sein.“ Mein Aerger über den Widerstand, auf welchen ich stieß, war ungemein groß. Unter meinen Schulkameraden war Einigen eine goldene Repetiruhr, ja Manchen sogar ein wirkliches, lebendes Pferd für den zehnten Theil der Ehren, die ich erhalten hatte, versprochen worden, während man gegen mich mit zwei erbärmlichen Anzügen kargte!

Konnte irgend etwas für Einen, dem „die höchste, erste Prämie der ganzen Vertheilung“ gewährt worden war, zu viel sein? Ei, wer durfte, selbst, wenn ich es für angemessen erachtet hätte, einen mit Hermelin verbrämten

Purpurmantel zu verlangen, sagen, daß ich keinen Anspruch auf einen solchen hatte?

Meine Mutter versäumte nicht, sich auf meine wunderbaren Erfolge zu berufen.

„Pah, pah!“ rief mein Vater mit unmuthigem Tone, „ein Jeder von seinen Brüdern hat eben so viel gethan, wie er. Da soll man noch hingehen, und die Welt erobern, damit Einem nachher gesagt wird, daß Alexander und Cäsar vor Einem gelebt haben!“

Die Sache wurde jedoch durchgesetzt und mir Carte blanche für zwei Anzüge gegeben. Jetzt erhoben sich zwei wichtige Fragen, die meine Gedanken völlig in Anspruch nahmen. Welche Stoffe sollte ich wählen? und welches war der Schnitt, der sich am Besten dazu eignete, meine Person vortheilhaft herauszuheben? Ich hatte Keinen, der mir mit seinem Rathe beistehen konnte, denn am Tage nach der Prämienvertheilung war Alfred auf das Land gegangen, um die Ferien bei seiner Familie zuzubringen, und von meinen beiden Brüdern, die sich zu Hause befanden, flößte mir der Jüngste, welcher im Begriff war, mir in das Collegium zu folgen, kein Vertrauen in seinen Geschmack ein, während der Aelteste bereits so tief in den Mannesjahren stand, daß ich davor zurückbebte, ihm die Schwäche meiner Eitelkeit kund zu geben. Cäsar, der um achtzehn Monate älter war wie ich, der Einzige, der mir hätte helfen können, war zum Besuch zu unserem

Onkel Kanonikus gegangen, um sich durch die Luftveränderung von den Folgen eines Scharlachfiebers zu erholen. Ich blieb also meiner eigenen Inspiration völlig überlassen. Endlich stellte ich fest, daß ein Mann von meiner Wichtigkeit nicht ohne einen schwarzen Anzug bleiben könne. Wie — und was konnte es Wahrscheinlicheres geben — wenn mich der Erzbischof oder der Gouverneur der Stadt zu sich holen ließe oder ich vielleicht selbst nach Hofe berufen werden sollte! Ich mußte unbedingt einen schwarzen Anzug haben. Für den zweiten wählte ich einen Rock von sehr glänzendem kastanienbraunem Tuch und himmelblaue Beinkleider, indem ich dem Schneider die bestimmteste Weisung gab, das Ganze nach der neuesten Mode zuzuschneiden, die, beiläufig erwähnt, abgeschmackt genug war. Ich erinnere mich, daß die Beinkleider sogenannte Ypsilantihosen — d. h. sehr weit, mit hundert Falten um den Leib und auf den Stiefel anschließend — waren; die Röcke, Fischschwanzröcke, wie sie genannt wurden, hatten ungeheure Kragen und lange, schmale Schöße. Es war eine Woche lang meine einzige Beschäftigung, mehrmals des Tages zum Schneider zu gehen und die Verwendung der schönen Stoffe zu beobachten, sowie die Anfertigung der ersehnten Kleidungsstücke zu beschleunigen. Auch die Wahl eines Hutes nahm meine Aufmerksamkeit stark in Anspruch. Die Köpfe theilten sich zu jener Zeit in zwei Hutsysteme — schmalkrämpige, kurzhaarige Hüte,

und breitkrämpige, langhaarige. Nach reiflicher Ueberlegung entschied ich mich zu Gunsten eines breitkrämpigen, was natürlich diejenige Form war, welche mir am Schlechtesten stand.

Endlich war meine ganze Equipirung vollendet und ich konnte mich eines schönen Sonntagsmorgens in einem kastanienbraunen Rocke, himmelblauen Beinkleidern, geblümtem Halstuch und eben solcher Weste, auf die Seite gesetztem Hut, weißen baumwollenen Handschuhen und einer Fischbeingerte in der Hand im Spiegel bewundern. So geschmückt und nicht wenig pomadisirt machte ich mich auf den Weg, um meinem Onkel Johann einen Besuch abzustatten.

Onkel Johann war der einzige noch lebende Bruder meiner Mutter und wenigstens um zwanzig Jahre älter als sie. Meine Mutter, die ihn aufrichtig liebte und schätzte, hatte besonders gewünscht, daß mein erster Besuch ihm gelten möge. Onkel Johann glich für mich eher einem abstracten Wesen, als einem lebenden Menschen, da es Keinen gab, dessen Namen ich öfter gehört und dessen Gesicht ich so selten gesehen hatte. Seine Besuche bei mir hatten sich während der fünf Jahre, die ich im Collegium zubrachte, höchstens auf ein Dutzend belaufen, und selbst dann war er in großer Eile gewesen. Der einzige Eindruck, welchen diese Besuche bei mir hinterließen — aber dies war ein tief gewurzelter — war der, daß Onkel

Johann die Knaben nicht leiden könne, und dieses jetzt in voller Kraft wieder auflebende Gefühl war weit entfernt, meine Gefaßtheit zu verstärken.

Ich fand meinen Onkel beim Lesen, und die edle Regelmäßigkeit seines Profils, sowie der nachdenkliche Ausdruck seines Gesichts machten einen bedeutenden Eindruck auf mich. Er war, wie ich später fand, ein lebendes Bild des Leonardo da Vinci. Obgleich volle sechzig Jahre alt, war doch sein Haar, welches er sehr kurz trug, noch immer schwarz und nur leicht mit Grau gesprenkelt, was eine sehr eigenthümliche, aber sanfte und dem Auge gefällige bläuliche Färbung hervorbrachte.

„He, he, mein Junge," rief Onkel Johann, sobald er meiner ansichtig wurde, „wie wir uns geputzt haben!" und er erhob sich von seinem Stuhle, wie um mich besser in Augenschein zu nehmen. „Welcher Schneider hat eine solche Figur aus Dir gemacht?"

Ich erröthete bis an die Augen.

„Sei nicht niedergeschlagen, mein Junge," fuhr er fort; „ich habe es zu meiner Zeit eben so ungereimt getrieben. Die meisten Männer, welche sich putzen (die Wilden, welche es nicht thun, stehen in dieser Hinsicht weit über uns), die meisten Männer, sage ich, werden zu Opfern ihrer Schneider. Vor dem vierzehnten Jahre versteht sich Keiner ordentlich anzuziehen. Ich will weiter nichts sagen, als daß, wenn Dein Vater so vernünftig ist, Dich

meiner Obhut anzuvertrauen (das Ideal meines Onkels für mich war, daß ich unter seiner Leitung in den Handelsstand treten sollte — eine Aussicht, welche meinem Vater ein Abscheu war), dies nicht die Kleidung ist, worin ich Dich um Banchi her streichen sehen möchte.“ Banchi hieß nämlich die Börse, in deren Nähe mein Onkel die letzten zwanzig Jahre seines Lebens zugebracht hatte.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte und blieb daher stumm. Hierauf lenkte Onkel Johann das Gespräch auf meine jüngsten Erfolge und bekomplimentirte mich höflichst zu denselben.

„Ich habe Deine Hymne an die Vorsehung mit Vergnügen gelesen,“ sagte er, „und ersehe daraus, daß Du glückliche Anlagen zum Versmachen hast. Aber — verba, verba, praetereaque nihil. Du mußt condensiren lernen. Das Condensiren, mein lieber Junge, ist das Hauptgeheimniß der Kunst. Hier ist der herrliche Meister, der Dich dies lehren wird. Lies den Dante zehnmal durch,“ fügte Onkel Johann hinzu, indem er auf das offen vor ihm liegende Buch klopfte, „und dann, wenn Du Zeit und Lust dazu hast, gehe an das Versschreiben, aber eher nicht — eher nicht — verstehst Du mich?“

Ich glaube wohl, daß ich es that.

Die Neuheit seiner Bemerkungen und der halb ernsthafte, halb spöttische Ton, womit er dieselben sprach, verblüfften mich einigermaßen und machten mir es sehr unbe-

haglich. Sobald ich es also mit einigem Anstande thun konnte, erhob ich mich, um zu gehen.

„Nun, mein Junge," sagte mein Onkel, indem er mir warm die Hand schüttelte: „wenn Du es ertragen kannst, eine ehrliche Wahrheit geradewegs aussprechen zu hören, ohne darüber zu zornig zu werden, so besuche mich oft; wenn sie Dich auch dann und wann ein wenig pikirt, so ist sie doch nur zu Deinem Besten. Jetzt lebe wohl."

Als ich auf die Straße hinaus kam, nachdem ich das Haus meines Onkels verlassen hatte, fühlte ich, daß ich nicht mehr mit der gleichen Zuversicht wie vor einer halben Stunde auftrat. Seine Bemerkungen hatten ungefähr die Wirkung hervorgebracht, wie das Ausgießen eines Eimers kalten Wassers auf einen in vollem Schweiß Liegenden. Dessenungeachtet war ich einmal im Gange und mußte vorwärts gehen; ich begab mich also nach „Unserer lieben Frau zum Weinstock", der Modekirche, und wohnte der Ein-Uhr-Messe, der Modemesse, bei.

Hierauf schloß ich mich der Stutzerschaar an, die, in einer doppelten Reihe zu beiden Seiten des Portals aufgestellt, die aus der Kirche strömenden Damen beobachteten und ihre Notizen mit einander austauschten. Der Ruhm meiner Großthaten schien noch nicht hierher gedrungen zu sein. Ich erregte gar keine Sensation. Keine junge oder alte Dame erröthete oder fiel bei meinem Anblick in Ohnmacht, Niemand ließ das geringste Symptom von Neugier,

Theilnahme oder Verwunderung blicken, Niemand kam und sagte: Sie sind der junge Mann, der so viele Prämien erhalten hat! Ich bewundere Sie! oder sonst etwas dergleichen. Ich schritt die Via Balbi nuova und nuovissima auf und ab und ging am Abend nach der Acquasola, dem öffentlichen Spaziergange, welchen die elegante Welt frequentirte. Zwei Militair-Musikcorps spielten daselbst, und das Gedränge war ungeheuer, aber keine Menschenseele nahm die geringste Notiz von mir, oder meinem kastanienbraunen Rocke und meinen himmelblauen Beinkleidern. Und als ich müde und niedergeschlagen am Abend nach Hause kam, fand ich keine Einladung vom Erzbischof oder Gouverneur vor.

Am folgenden Tage begann ich von Neuem und trieb es auch mehrere von den nächsten Tagen über auf diese Weise fort, aber mit keinem bessern Erfolg. - Die einzigen Abenteuer, auf welche ich bei meinem Spaziergange stieß, waren nicht besonders geeignet, meine gute Meinung von mir zu erhöhen. Einmal gerieth ich in einen Streit mit zwei Knaben, die sich die Freiheit genommen hatten, mir in's Gesicht zu lachen, und die mich „Geck" und „Hasenfuß" nannten und mir meinen eignen Stock auf dem Rücken zu zerbrechen drohten. Ein anderes Mal glitt in dem modischen Café Cairo das Glas, aus welchem ich eben Eis genoß, aus meiner Hand und fiel zu Boden, so daß sein Inhalt nicht nur meine Ypsilantis beschädigte,

sondern auch das weiße Kleid einer jungen Dame bespritzte, welche unglücklicher Weise in meiner Nähe saß. Dies war sehr ungeschickt, und da mir Aller Augen in dem überfüllten Zimmer das Gleiche sagten, war meine Verwirrung sehr groß. Nach vierzehn Tagen hatte sich mein Anfall von Eitelkeit bedeutend vermindert, und ich fragte mich selbst, zu welchem Zwecke ich so viel Zeit, Stiefeln und Jasminpomade verschwendete? Dieses Leben der Selbstschaustellung stimmte wirklich nicht besonders zu meiner Natur und ich gab es ohne Bedauern auf. Ich blieb zu Hause und begann zu lesen.

Ich las vom Morgen bis in die späte Nacht — Romane, Zaubermährchen, Rittergeschichten in Versen und in Prosa, Reisen — kurz, Alles, was mir in die Hand kam, verschlang ich mit unersättlicher Gier. Ich pflegte den ganzen Tag in einem einsamen kleinen Zimmer im entlegensten Winkel des Hauses zuzubringen, wo es mir schien, als ob ich an meinen Büchern größern Genuß fände, und dort vergaß ich, in eine Art von Extase versenkt, die äußere Welt völlig. Die Dichtung verwischte die Wirklichkeit. Welcher unerschöpfliche Schatz von neuen Freuden und köstlichen Empfindungen sich da vor mir aufthat! Selbst das Wunderbare besaß einen unwiderstehlichen Reiz, und wie groß war, wenn meine Mutter mich bewog, einen Spaziergang zu machen, mein Widerstreben, die geliebten Bücher zu verlassen; wie groß mein Entzücken, wenn ich

wieder zu ihnen zurückkehren konnte! Eins von denjenigen, die mich am Glücklichsten, zugleich aber auch am Elendesten machten, war die Geschichte von Paul und Virginie. Ich habe über diesem kleinen Buche mehr Thränen vergossen, als hinreichen würden, um seine unglückliche Heldin nochmals zu ertränken. Ein anderes Buch, „der Italiener" der Mrß. Radcliffe, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Es enthielt besonders einen gewissen Bravo, Namens Spalatro, eine räthselhafte elende Wohnung am Meeresstrande und in einem von den Gemächern einen sich selbst bewegenden Sack, wodurch ich mit dem köstlichsten Schauder erfüllt wurde.

Wie oft habe ich, wenn ich um Mitternacht aus dem Schlafe aufschreckte, mir eingebildet, daß ich diesen entsetzlichen Sack am Fuße meines Bettes, auf welches der Mond schien, sähe!

Meine Gesundheit begann jedoch bald von diesem sitzenden Leben zu leiden. Mein Appetit verließ mich und meine Beine wollten mich kaum noch tragen. Meine Mutter bemerkte dies und beeilte unsern jährlichen Umzug nach dem bereits erwähnten Landhause, wo ich einige Monate vorher so viel Langeweile gefühlt hatte. Es wurde mir verboten, Bücher mitzunehmen.

Zwei im Freien, in den Bergen und in beständiger Leibesbewegung zugebrachte Monate thaten mir sehr wohl, und als am Schlusse der Ferien, gegen Ende des October

die Familie in die Stadt zurückkehrte, war ich wieder vollkommen hergestellt.

Um diese Zeit war es, daß ich zum ersten Male in das Theater ging. Das Orchester, das Ballet, die Costüme, die Decorationen, das Singen, das vielfältige und doch harmonische Ganze, woraus eine Oper besteht, machten auf mich einen so außerordentlichen Eindruck, daß ihn keine Worte beschreiben können. Es war, als ob sich in mir ein neues Wesen erhoben habe — ein Wesen, welches bisher unbekannte Kräfte besaß und der größten Dinge fähig war. Was würde ich nicht für eine Gelegenheit gegeben haben, diese neue Kraft zu prüfen und mich auf irgend eine Weise hervorzuthun! Man kann sich eine kleine Idee von meiner Aufregung machen, wenn ich sage, daß ich mit einem Fieberanfall nach Hause ging, der mich auf drei Tage an mein Bett fesselte.

Eines Abends, kurz nach unsrer Rückkehr, rief mich mein Vater in sein Studirzimmer. Mein Vater hatte einen sehr großen Kopf und trug Puder und einen Zopf. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber ich fühlte mich in seiner Gegenwart niemals behaglich, und dieses Gefühl verstärkte sich täglich, statt sich zu vermindern. Er hielt mich und überhaupt uns Alle stets in einiger Entfernung. Es hatte sich nie getroffen, daß er mich in's Geheim liebkos'te, wie es meine Mutter zu thun pflegte, obgleich er mich mehr als einmal — z. B. am Tage der Preisvertheilung

— öffentlich umarmt hatte. Wenn ich sage, er hatte mich umarmt, so bediene ich mich einer Redefigur; ich hätte sagen sollen, daß er mir seine Wange zum Küssen darbot. Es war ein streng aufrecht erhaltener Gebrauch, daß alle seine Kinder, wenn sie zu ihm traten, seine Hand küssen und ihn in der dritten Person anreden mußten, — die ehrerbietigste Weise, im Italienischen mit einem Andern zu sprechen.

Mein Vater sagte mir, daß ich jetzt den Müssiggang hinlänglich genossen hätte, und daß es hohe Zeit sei, dieser Lebensweise ein Ende zu machen. Ich müsse arbeiten. Er werde nie darein willigen, daß ich zum Handel übergehe, er lasse mir die Wahl zwischen der Medicin und der Jurisprudenz; für das Eine sowohl als für das Andere sei es unerläßlich, die philosophische Klasse durchzumachen; die Universität sei geschlossen und er wisse nur zwei Anstalten, in denen ich — natürlicher Weise als Tagschüler — die philosophischen Vorlesungen während der zwei nöthigen Jahre besuchen könne, nämlich entweder das königliche Collegium oder das Seminar — der Name, welcher einem Etablissement zur Erziehung hauptsächlich für die Kirche bestimmter junger Leute beigelegt wurde. — Was ihn betreffe, so würde er das Collegium empfehlen, aber er lasse mir die Wahl vollkommen frei.

Dies hieß mir nur eine Wahl zwischen zwei Uebeln lassen. Als Tagschüler in das königliche Collegium gehen,

war buchstäblich unmöglich. Warum das? wird man fragen. Ein Fremder könnte aber hunderttausend Male rathen, ohne das Richtige zu treffen. Mein Vater hatte, wie erwähnt, darauf bestanden, daß der Rock, worin ich das Collegium verlassen, und der mit einer kleinen Veränderung noch ein ganz guter war, meine Alltagskleidung sein solle. Wenn nun aber Einer, der die Schule verlassen hatte, mit etwas umgeänderter Form im Publikum erschien, so wurde dies als der tiefste Grad der Schande betrachtet, und mich täglich in dieser unglücklichen Lage unter meinen bisherigen Kameraden zu zeigen, würde eben so viel gewesen sein, als mich muthwillig einem Leben des Spottes und der Demüthigung aussetzen, dessen Bitterkeit ich zu gut kannte, um den Wunsch zu hegen, sie zu genießen. Das königliche Collegium stand also außer der Frage.

Das Seminar hatte ebenfalls seine Unannehmlichkeiten. Es gab in Genua drei Anstalten für die Erziehung der Jugend, — das königliche Collegium, das Seminar und das königliche Seecollegium. Ich muß zum Lobe der Menschheit gestehen, daß jede von diesen Anstalten ihre Rivalen von Herzen verabscheute und sich in offener Feindschaft mit denselben befand, und jeder Schüler jeder Anstalt gegen Jeden der beiden Uebrigen einen Groll hegte und mit ihm in erklärtem Kriege lag. Ich hatte so manches Mal in der Schule mit meinen

Brüdern aus dem Flottencollegium oder dem Seminar einen geheimen Faustſtoß, oder einen Schub mit der Schulter in der Kirche, oder eine beleidigende Geberde auf der Straße ausgetauſcht, ſo daß ich Gefahr lief, im Seminar mit dem Einen oder Andern von meinen alten Gegnern zuſammen zu treffen und einen Kampf fortzuſetzen, den ich am Liebſten eingeſtellt hätte. Wie dem aber auch ſein mochte, ſo konnte meine Wahl zwiſchen einem gewiſſen und einem ungewiſſen Uebel doch nicht zweifelhaft ſein. Ich entſchied mich daher für das Seminar und ſchrieb augenblicklich an Alfred, um ihn mit meinem Vorſatze bekannt zu machen. Einige Tage darauf kehrte Alfred zurück und brachte zu meiner großen Freude die Einwilligung ſeines Vaters mit, die philoſophiſche Klaſſe im Seminar zu beſuchen.

Meine neuen Pflichten waren keineswegs drückend. Die Vorleſungen begannen des Morgens um zehn Uhr und endeten des Nachmittags um Eins. Den ganzen übrigen Tag hatte ich für mich, außer am Montag und Donnerſtag, wo ich des Nachmittags von Vier bis Sechs einer Vorleſung über Ethik beiwohnte. Ich hatte mit meinen neuen Kameraden nur wenig Verkehr, und dieſe nahmen nicht viel Notiz von mir. Die Geſellſchaft Alfred's war Alles, was ich verlangte, und wir befanden uns vom Morgen bis in die ſpäte Nacht beiſammen. Des Nachmittags pflegten wir lange Spaziergänge zu machen, oder

wenn es sehr schön war, Kahnfahrten zu unternehmen, und wir plauderten dann unablässig von unsern künftigen Aussichten und entwarfen Pläne, um unser ganzes Leben lang unzertrennlich zu bleiben.

An meinem Horizonte erschien jedoch bald ein dunkler Punct in Gestalt eines großen Seminaristen von doppelt so vielen Kräften wie ich, der mich, wie es schien, bald erkannt hatte, und welchen ich meinerseits schon aus früherer Zeit kannte. Dieser begann herausfordernde Blicke auf mich zu werfen, welche ich nicht zu bemerken beliebte. Den Blicken folgten in Kurzem rohe Späße und selbst indirecte Beleidigungen. Eines Morgens, als ich nicht im Mindesten auf meiner Hut war, stieß er mich im Vorübergehen so heftig mit der Schulter, daß er mich beinahe zu Boden warf. Natürlich ließ ich mir dieses Benehmen nicht gefallen und es erfolgte ein Streit in aller Form. Von jenem Momente begann mein langer Gegner ein solches System unablässiger Feindseligkeiten, daß er mir das Leben verbitterte.

Eines Tages machte er mich zur Zielscheibe des Gelächters der ganzen Schule, indem er mir einen langen Papierzopf auf den Rücken befestigte. Ich war wüthend und schwor, ihn dafür zu bezahlen, wenn wir die Schule verlassen haben würden, aber ich suchte ihn vergeblich und so ging ich Rache schnaubend nach Hause.

Seit meiner Rückkehr in die Stadt hatte ich meine Lectüre wieder vorgenommen und in diesem Momente war mein Buch: „Das Leben des seligen Fra Martino von Lissabon", welches mich sehr interessirte. Fra Martino war ein Heiliger und hatte als solcher die wunderbarsten Thaten verrichtet. So war er z. B. zu gleicher Zeit in China, um Götzendiener zu bekehren, und in Lissabon, um seine sterbende Mutter zu pflegen. Als ich an jenem Tage in meiner Lectüre fortfuhr, kam ich an eine Stelle, die auf mich einen bedeutenden Eindruck machte, da sie ganz auf meinen Fall paßte. Der arme Fra Martino hatte, als er sich in seiner frühen Jugend in der Schule befand, einen kleinen Schelm von einem Kameraden, welcher ihn verhöhnte, schlug und auf jede mögliche Weise mißhandelte. Der gute Fra Martino verlor aber die Geduld nicht, hegte keinen Groll, dachte nicht daran, Rache zu nehmen, sondern rührte und erbaute durch Nachsicht, Sanftmuth und Unterwürfigkeit seinen jungen Verfolger in einem solchen Grade, daß er bald Martino's Freund und Bewunderer und endlich ein großer Heiliger wurde.

Ich hatte mich schon seit einiger Zeit in einer von großem religiösem Enthusiasmus erfüllten Stimmung befunden und ich fragte mich, ob diese Stelle, die mich so deutlich auf das Verfahren hinwies, welches ich gegen meinen Seminaristen befolgen müsse, nicht eine Aufforderung von Gott sei. Welche edle Rache, einen Heiligen

aus seinem Verfolger zu machen! Selbst ein Heiliger zu werden und nach China zu gehen und mich dem Märtyrerthum auszusetzen, wie Fra Martino. Meine Phantasie begann nach dieser Richtung hin thätig zu werden, und ich beschloß, es mit Martino's Methode zu versuchen.

Zweites Kapitel.

Religiöser Enthusiasmus. — Projekte des Märtyrerthums. — Vertagung derselben. — Es kommt mit meinem großen Verfolger zur Krisis.

Es bot sich mir bald eine Gelegenheit dar, um meine Pläne zur Ausführung zu bringen. Eines Tages, als wir in das Vorlesungszimmer traten, erhielt ich von meinem Gegner einen tüchtigen Schlag auf den Kopf. Mein erster Antrieb war der, ihn zu erwidern, aber ich hielt mich noch zu rechter Zeit davon zurück.

„Signor," sagte ich zu ihm, „thun Sie mit mir, was Sie wollen; ich nehme es Alles als Strafe für meine Sünden an und ich liebe und segne Sie."

Meine Worte schienen im ersten Augenblicke einigen Eindruck auf ihn zu machen, aber dieser wich sogleich wieder und er antwortete höhnisch:

„Schon gut, der Witz ist nicht schlecht; sprich aber nur die Wahrheit, Du fürchtest Dich!" worauf ich in einem höchst demüthigen Tone antwortete:

„Ja, ich gestehe es, ich fürchte mich, ich fürchte mich sehr, Gott zu beleidigen."

Der Zufall wollte es, und ich sage mit Absicht, der Zufall, daß mein Verfolger mich einige Tage lang in Ruhe ließ. Natürlicher Weise verfehlte ich nicht, dies der Wirksamkeit des Receptes Fra Martino's zuzuschreiben, und mein religiöser Eifer verstärkte sich um so mehr. Ich besuchte täglich die Messe und betete häufig zu Hause und noch häufiger auf der Straße. Ja, auf der Straße. Mein Beichtvater im Collegium hatte mir ein Geschenk mit einem Gegenstande gemacht, welchen er einen Schatz nannte, nämlich einem Gebete, welches, wie er mir sagte, die heilige Jungfrau selbst dem St. Bernhard mit der Versicherung gegeben habe, daß Derjenige, welcher die heiligen Worte jedes Mal hersage, wenn er auf ein Madonnenbild stoße, der Seligkeit sicher sein würde. Ich dachte in meinem Frömmigkeitsanfalle an das Gebet, welches unter meinen Papieren vergraben lag. Ich suchte es hervor, lernte es auswendig und wiederholte es auf der Straße vor jedem Marienbilde, an welchem ich vorüber kam. Da nun in Genua an jeder Straßenecke ein Madonnenbild steht, so bitte ich den Leser, zu glauben, daß dies eine ziemlich harte Arbeit war.

Während ich mich in dieser Geistesverfassung befand, gingen Alfred und ich eines Nachmittags aus, um einen langen Spaziergang auf die Höhen um Genua zu unternehmen. Unsere Excursion hatte sich länger und anstrengender erwiesen, als wir Anfangs gedacht hatten, und wir machten daher, ehe wir herabgingen, Halt, um auszuruhen und die vor uns liegende Aussicht zu betrachten. Die Sonne ging eben unter, und als ihre rosigen Strahlen sich schnell hinter einem Hügel und Berge nach dem andern zurückzogen, nahmen sie eine reiche Färbung an, welche Wehmuth und Bedauern auszudrücken schien. Allmählig breitete sich ein dunkelgrauer Nebel in dem Thale unter uns aus, und die schöne Durchsichtigkeit der See verblich langsam und ging in eine gleichmäßige Bleifarbe über. Die Luft hatte jene Ruhe und Stille an sich, welche den in die Nacht übergehenden Abend bezeichnet. Das silberne Läuten der Schaafglöckchen der heimwärts wandernden Heerden und das ferne Anrufen der Boote war das Einzige, was von Zeit zu Zeit die Stille unterbrach.

Plötzlich erhob sich beinahe zu unsern Füßen der Schall der Ave-Maria-Glocke. Es war die St. Barnabaskirche, bei welcher sich ein kleines den Kapuzinern gehöriges Kloster befand, worin junge Männer für den Orden vorbereitet werden. Dieses Kloster steht ganz allein auf dem Abhange eines kahlen Hügels, welcher stets ein auffallend ödes Aussehen besitzt, das sich aber gegen Abend

noch um ein Bedeutendes verstärkt. Wir gingen in die Kirche, die, mit Ausnahme eines schwach von einer Lampe beleuchteten Theiles des Chors, vollkommen finster war. Ein halbes Dutzend Kapuzinernovizen kniete Psalmen singend auf dem Steinpflaster. Von Zeit zu Zeit erhob der Eine oder Andere seinen Kopf zu dem Christusbilde auf dem Altar und ließ von Gebet und Fasten abgehärmte Züge wahrnehmen.

Das Läuten der Glocke, die Einsamkeit und die Abendstunde hatten mich in eine unbestimmte, wehmüthige Träumerei versetzt, die Scene im Innern der Kirche gab wie eine plötzliche Offenbarung der unbestimmten Sehnsucht meiner Brust einen ausgeprägten Charakter und formirte sie zu einem Vorsatze. Eine innere Stimme schien zu sagen: Hier ist das, was Du suchst! Ich betete lange und eifrig und verließ die Kirche mit der festen Ueberzeugung, daß mich Gott berufen habe, ihm in Einsamkeit und Gebet zu dienen.

Ich offenbarte Alfred sofort meinen Vorsatz und schlug ihm ohne Umschweife vor, mit mir Kapuziner zu werden.

Alfred, der von meinem Enthusiasmus weit entfernt war, erstaunte Anfangs sehr; da ihm aber die Idee, daß wir uns jemals trennen könnten, nicht in den Sinn wollte, antwortete er, daß er unbezweifelt mein Beispiel befolgen

würde, wenn ich ernstlich entschlossen sei, das Klostergelübde abzulegen.

Als ich um Mitternacht die Glocke von St. Barnabas zur Messe läuten hörte, erhob ich mich zum Gebet und erwachte, wer weiß wie lange darauf, mit auf einem Stuhl lehnendem Kopfe und am ganzen Körper vor Kälte erstarrt.

Da mein Beruf mir hinlänglich sicher erschien, um mir zu erlauben, mit meinem Beichtvater darüber zu sprechen, ging ich am folgenden Tage zu ihm und erzählte ihm ausführlich, wie und wann die Neigung zu einem religiösen Leben in mir entsprungen war und unter welchen Umständen sie sich verstärkt und den Charakter eines positiven Berufs angenommen hatte.

Der Priester munterte mich zum Ausharren auf und deutete mir verständlich genug an, daß es außerhalb des Klosterlebens kaum möglich sei, sich unter den Gefahren und Versuchungen der Welt die Seligkeit zu erringen.

„Sie sind zu jung, um die Gelübde abzulegen," fuhr er fort, „aber nicht zu jung, um sich darauf vorzubereiten. Stellen Sie die Aufrichtigkeit Ihres Berufs auf irgend eine schwere Probe, legen Sie sich täglich eine freiwillige Entbehrung auf, um das Fleisch zu casteien, und vor Allem beten Sie, beten Sie unablässig."

Ich war hiermit vollkommen zufrieden und betrachtete mich von jenem Tage an als dem Kloster geweiht.

Ich casteite das Fleisch, indem ich so wenig wie möglich aß und mich alles Desjenigen enthielt, was meinem Gaumen behagte, besonders des Obstes, welches ich sehr liebte. Ich hörte so viel Messen, als ich zusammendrängen konnte, und stand regelmäßig um Mitternacht auf, um zu beten. Damit ich auch sicher zur gehörigen Zeit erwachte, pflegte ich an das eine meiner Handgelenke einen Faden zu binden, an dessen anderem Ende ein bleiernes Gewicht hing, welches beinahe den Boden eines auf die Diele gestellten Beckens erreichte, so daß meine geringste Bewegung in dem Becken widerhallte und jede Möglichkeit eines tiefen Schlafes ausschloß.

Dies war aber noch nicht hinlänglich, um meinen Eifer zum Bußethun zu befriedigen. Ich sehnte mich nach einem härenen Hemde; aber nicht Jeder kann sich etwas dergleichen verschaffen. Ich versuchte mich, wie Fra Martino, selbst zu geißeln und bemächtigte mich zu diesem Zwecke einer Peitsche von Lederriemen, welche zum Kleiderausklopfen benutzt wurde; aber ich konnte es nie durchsetzen, mir wirklichen Schmerz zu bereiten. In Ermangelung eines Bessern streute ich Sand in meine Stiefeln und füllte mein Bett mit Brotkrumen an, welche wirklich äußerst unangenehm waren. Als ich mich endlich für hinlänglich vorbereitet hielt, theilte ich eines Morgens meiner Mutter mit, daß ich unwiderruflich entschlossen sei, mich

Gott zu weihen und so bald wie möglich die Klostergelübde als Kapuziner abzulegen.

Ich erwartete eine Thränenscene und hatte meine Einbildungskraft mit der Idee der Seelenstärke aufgeregt, welche nothwendig sein würde, um den Widerstand einer angebeteten Mutter zu überwinden. Dies war jedoch nicht nöthig; meine Mutter machte über meine vertrauliche Mittheilung keine entsetzte Miene, und wenn die arme Seele auch ein solches Gefühl hatte, wußte sie es doch gut genug zu verbergen. Sie bemerkte nur, daß in einer so ernsten Sache keine Uebereilung begangen werden dürfe und daß ich am Besten thun würde, Onkel Johann zu Rathe zu ziehen, worin ich ihr sehr bereitwillig beistimmte. Nun traf es sich, daß meine Mutter gerade an jenem Morgen — wie glücklich! — dem Onkel Johann auf der Straße begegnete, und dieser mir, sobald er hörte, daß ich ihn in einer Sache von einiger Wichtigkeit um Rath fragen wolle, eine Einladung schickte, den nächsten Tag zu ihm zu kommen und Punct zwei Uhr bei ihm zu speisen — natürlich wenn mein Vater nichts dagegen einzuwenden habe, was er glücklicher Weise nicht hatte.

Onkel Johann und ich waren bereits sehr gute Freunde geworden. Ich muß zu meinem Lobe sagen, daß sein etwas rauher Empfang am Tage meines ersten Besuches mich ihm nicht entfremdet hatte. Sobald der erste Schmerz verwunden war, erkannte ich, daß mein Onkel Recht hatte,

d. h. daß mein geckenhaftes Wesen mich lächerlich machte, und daß meine Verse hochtönende Worte waren, welche nichts sagten. Statt gegen ihn Groll zu hegen, fühlte ich daher den Werth seiner Offenheit und sagte ihm dies. Meine Aufrichtigkeit rührte ihn und er begrüßte freudig Dasjenige, was er meine Rückkehr zum gesunden Menschenverstande nannte. Von dieser Zeit an bestand, so weit es unsere Altersverschiedenheit zuließ, eine gewisse Vertraulichkeit zwischen uns. Ich pflegte ihn regelmäßig zwei Mal in der Woche zu besuchen, und er warf selbst die dringendsten Geschäfte bei Seite, um ein wenig mit mir zu plaudern. Als erster Compagnon eines großen Bankierhauses hatte er bis zwei Uhr, was seine Speisestunde war, sehr viel zu thun.

Trotz dieser seit mehr als sechs Monaten bestehenden Freundschaft wußte ich von Onkel Johann nicht mehr, als daß er sein Vaterland in früher Jugend verlassen, die ganze Welt durchreis't und im Handel ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, und daß er im Alter von vierzig Jahren nach Hause zurückgekehrt und nicht wieder von dort weggekommen war; daß er einen sehr originellen Geist und einen kaustischen Ton besaß; daß er gegen Einzelne sehr gütig und gegen die Menschheit im Allgemeinen sehr hart war, und sie mit einem Gemisch von Mitleid und Mißtrauen betrachtete. Sein Leben mußte, so viel ich vermuthen konnte, — denn sowohl er, wie meine

Mutter, die es sehr genau kannte, waren in diesem Puncte von einer unüberwindlichen Discretion — voller Prüfungen und Hoffnungstäuschungen gewesen sein.

Er sprach nur selten und gewissermaßen ruckweise. Zuweilen konnte man ihm gar keinen Einhalt thun. Wenn ihn etwas ärgerte, so pflegte er an seinen Nägeln zu kauen. Die Person, welche er auf Erden am Meisten liebte und verehrte, war meine Mutter, die er sehr regelmäßig besuchte, aber stets zu den Stunden, wo er wußte, daß mein Vater nicht zu Hause war. Die beiden Schwäger kamen selten oder nie zusammen, außer bei gewissen förmlichen Anläßen, wie am Geburtstage meiner Mutter, wo Onkel Johann zum Essen in das Haus meines Vaters kam, oder am Geburtstage Onkel Johann's, wo wir Alle zu ihm zum Essen gingen.

Am folgenden Tage machte ich mich also nach einer bescheidenen Toilette — Pomade, Fischbeingerte und geckenhafte Airs waren längst bei Seite gelegt, die großen Rockkragen niedriger und die Faltenbeinkleider enger gemacht worden, — ein Viertel vor Zwei nach dem Hause meines Onkels auf den Weg.

Onkel Johann's Lebensweise war, wie die der meisten genuesischen Bürger zu jener Zeit, einfach und selbst karg. Das Haus, worin er wohnte, lag in einer schmalen, schmutzigen Straße, wie es die meisten genuesischen Straßen sind. Es wurde auf der Vorderseite von einem

andern Gebäude verdüstert, welches sich nur wenige Fuß entfernt vor ihm erhob, und überschaute auf der Rückseite einen schmutzigen Hof. Als mein Onkel vor etwa zwanzig Jahren dieses Haus kaufte, hatte ihn dazu die einzige Rücksicht bestimmt, daß es nicht mehr als fünf Minuten von Banchi entfernt war, und daß er beim Vermiethen keine Schwierigkeit haben würde. Was Luft, freien Raum oder Licht betraf, so hatte er hieran so wenig gedacht, als ob es niemals Dinge dieser Art gegeben hätte. Luft, Licht und freie Aussicht waren Ueberflüssigkeiten; wenn man sie mit in den Kauf bekommen konnte, war es um so besser; wenn nicht, so konnte man eben so gut ohne diese Dinge auskommen.

Die Suite von Gemächern, welche mein Onkel im zweiten Stockwerk bewohnte — die andern Stockwerke waren vermiethet — waren geräumig und hoch, aber düster, und sahen leer und kalt aus. Man muß ihnen jedoch zum Lobe nachsagen, daß sie bei heißem Wetter eine köstliche Kühle besaßen. Die Wände waren geweißt und ihre Nacktheit wurde durch ein halbes Dutzend alte Familienportraits, welche hier und da umherhingen, eher herausgehoben als gemildert. Dünn durch die Zimmer verstreut, standen in großer Entfernung von einander einige altmodische schwere dunkle Möbel, welche in ihren Ecken so einsam aussahen, daß es Einem um sie leid that. Ein alter, sechs Fuß hoher venetianischer Spiegel, ein Dutzend mit verschossenem

gelbem Sammet überzogene alte Stühle und eine ungeheure Standuhr in Schildkröt, aber von köstlicher Arbeit, bildeten den ganzen Luxus des Salons. Die Wände des sehr großen und hohen Salons waren aber als glückliche Ausnahme gänzlich mit Gemälden von den berühmtesten italienischen Meistern ausgefüllt. Er enthielt weder Armstühle, noch Sophas, noch Teppiche, noch Lampen, kurz, nichts von allen den Dingen, welche das Leben behaglich machen. Onkel Johann fühlte den Mangel der Behaglichkeit nicht, oder es war ihm vielmehr unbekannt, daß es auf der Welt ein solches Ding gebe. Er hatte, wie die meisten seiner Landsleute, ein starkes Vorurtheil gegen das Feuer, welches, wie er behauptete, der Gesundheit äußerst nachtheilig sei, und der einzige Kamin des Zimmers war daher zugemauert worden. Die einzige Maßregel, die er zuweilen bei sehr großer Kälte traf, bestand darin, daß er sich die Hände rieb, oder in extremen Fällen spazieren ging.

Seine Mahlzeiten waren von patriarchalischer Einfachheit. Zum Frühstück eine Tasse Kaffee, zum Mittagsessen Suppe, für gewöhnlich die nationale **Minestra asciutta** (d. h. ein Gemüse von Maccaroni oder einer andern italienischen Mehlspeise, welche man kurze Zeit kochen läßt, darauf das Wasser von ihr abgießt und sie sodann mit zerlassenem Fett und Parmesan-Käse ißt), eine Schüssel Fleisch oder Fisch, ein Salat, und Obst oder Käse. Zum

Abendessen nichts als ein Gericht von gekochtem Gemüse mit Oel und Essig. Dies war die Kost, von welcher er nie abwich, die er aber keinem Andern aufzwang, denn seine Gäste, wenn er deren hatte, was jedoch nur selten vorkam, fanden in seinem Hause stets eine treffliche Tafel. An Galatagen, wie z. B. seinem eignen Geburtstage, gab uns Onkel Johann jedoch ein wahrhaft fürstliches Diner, sowohl was die Reichlichkeit an ausgesuchten Gerichten und Weinen, wie auch was den Luxus an Tischwäsche, Porzellan und Silbergeschirr betraf.

„Pünktlich wie ein acceptirter Wechsel," sagte Onkel Johann, der die Pünktlichkeit selbst war, indem er aufstand, um mir die Hand zu geben. „Du bist ein Juwel von einem Jungen! noch eine Minute und sieben und dreißig Secunden bis Zwei." Die nahe Banchiglocke schlug Zwei, als er diese Worte sprach. „Achte nicht auf das, was jene alte Närrin klappert," fügte er verächtlich hinzu; „mein brauner Freund hier" — er warf einen Blick des Stolzes auf die Schildkrötuhr — „hat mich nie um eine Secunde betrogen. Martha, Martha!" rief er der alten Köchin zu, „übereile Dich nicht, Du hast noch volle anderthalb Minuten."

Die anderthalbe Minute war bald vorüber, die Suppe wurde aufgetragen und wir setzten uns zu Tische.

Es war das erste Mal, daß ich mit meinem Onkel allein speis'te. Ich hatte ihm eine wichtige Mittheilung

zu machen und wußte nicht, ob ich sogleich auf den Gegenstand eingehen, oder ob ich einen einladenden Wink abwarten sollte, ehe ich anfing. Alles Dies beunruhigte mich und machte mich etwas befangen.

„Age quod agis,“ sagte Onkel Johann, der meine Verlegenheit bemerkte, was, frei übersetzt, eben so viel heißt, als: Achte auf Dein Mittagsessen und denke an weiter nichts. Die Geschäfte sollen mit dem Dessert kommen. Onkel Johann war gesprächig und guter Laune, und das Mittagsessen lief prächtig ab. Das Obst und der Käse wurden aufgetragen, Martha erhielt die Weisung, eine von den Flaschen von einer gewissen Form zu bringen, die in einer gewissen Ecke des Kellers standen, und ward darauf fortgeschickt. Mein Onkel entpfropfte die Flasche und füllte zwei Gläser.

„Lacrimae Christi, mein Junge, echter Lacrimae Christi! Sage mir, ob er er besser schmeckt als der Malaga der Ehrwürdigen Väter? Ich trinke auf glückliche Erfüllung Deiner Wünsche.“

Mit diesen Worten trank er sein Glas auf einmal leer und ich meinestheils that das Gleiche.

„Nun an's Geschäft!“ fügte Onkel Johann mit den Lippen schmatzend hinzu, „ich bin bereit, Dich anzuhören.“

Er hörte wirklich mit der größten Gravität meine lange Salbaderei von Fra Martino und der Märtyrerkrone und China und Japan u. s. w. an. Als ich auf

die einzelnen Umstände der Scene kam, die in der St. Barnabaskirche meinen Beruf entschieden hatte und die abgezehrten Züge der jungen Novizen beschrieb, konnte ich auf dem Gesicht meines Onkels Symptome einer tiefen Bewegung wahrnehmen. Ich war im Ernst, und sprach lange und aus vollem Herzen. Mein gütiger Zuhörer versuchte nicht die mindeste Unterbrechung, und als ich zu Ende war, füllte er schweigend die Gläser von Neuem, winkte mir zu trinken, trank selbst und sagte darauf:

„Vor allen Dingen, mein lieber Junge, laß mich Dir ein= für allemal sagen, wenn auch Dein Beichtvater das Gegentheil spricht, daß der Mensch seine Seligkeit recht gut in der Welt erringen kann, wo es, glaube mir, Thoren und Schurken genug und Prüfungen und Täuschungen in hinlänglicher Menge gibt, um ihn halb todt zu peinigen und einen Heiligen aus ihm zu machen. Nachdem ich dies, um mein Gewissen zu beruhigen, vorausgeschickt, beeile ich mich, hinzuzufügen, daß ich nichts gegen das Klosterleben im Allgemeinen einzuwenden habe, und daß ich nur wünschen möchte, daß Du einen andern Orden als den der Kapuziner gewählt hättest."

„Weshalb?" fragte ich eifrig.

„Sie sind so unreinlich und haben so viel Ungeziefer," entgegnete mein Onkel.

„Ist es möglich?" sagte ich.

„Es ist eine Thatsache, mein Junge. Mag es nun

von ihrer Demuth, oder ihrer Nachlässigkeit, mag es von ihrer wollenen Kleidung herrühren, oder davon, daß sie ihre Kleider in Gemeinschaft haben, oder daß sie gar keine Wäsche tragen, oder von allen diesen Ursachen zusammen, kurz, die Kapuziner sind ein schmutziger Orden."

Ich fühlte die volle Stärke der Einwendung. Ich war ein junger Bursche von reinlichen Gewohnheiten, und die Kapuziner sanken von diesem Momente an bedeutend in meiner Schätzung.

„Was mich betrifft," fuhr Onkel Johann fort, „so gestehe ich, daß ich, wenn ich an Deiner Stelle wäre, d. h. wenn ich so jung wäre wie Du, und den Beruf hätte, den Du zu haben scheinst, der sicherlich sehr verdienstvollen, aber etwas einförmigen Existenz eines Kapuziners bei Weitem das thätige Leben eines Missionairs unter den Heiden mit seinen großen Reisen, seinen anregenden Scenen zu Wasser und zu Lande, seinen Anstrengungen, seinen Mühseligkeiten und seinen unablässigen Gefahren vorziehen würde."

„Ei, Onkel," antwortete ich, „ein solches Leben, wie Du es beschreibst, habe ich ja aber vor Augen. Habe ich Dir nicht von Fra Martino erzählt und dem Märtyrerthum und —"

„Hast Du nicht aber auch davon gesprochen, Kapuziner zu werden?"

„Ja," stotterte ich, „aber —".

„Aber die Kapuziner unternehmen keine Missionen im Auslande. Wenn wir etwas thun wollen, mein lieber Junge, so müssen wir wenigstens wissen, was wir im Auge haben. Was beabsichtigst Du denn eigentlich zu werden, ein Kapuziner oder ein Missionair?"

„Natürlich ein Missionair!" antwortete ich.

„Ganz recht," entgegnete mein Onkel, und er begann so gefühlvoll von dem Berufe eines Missionairs zu sprechen, daß ich jeden Augenblick von ihm den Vorschlag erwartete, mich nach China oder Japan zu begleiten.

„Und welches Verfahren würdest Du mir vorschlagen, Onkel?" fragte ich, nachdem er zu Ende war.

„Das einfachste, mein Junge. Man kann sich nicht in vier und zwanzig Stunden zum Apostel qualificiren. Man muß in der Theologie einen guten Grund gelegt haben, wenn man Mandarine bekehren will, und man kann ihnen nicht auf Italienisch predigen. Die Theologie und das Chinesische sind also unerläßliche Erfordernisse. Aber Du kannst nicht zum Studium der Theologie zugelassen werden, so lange Du nicht Deine philosophische Klasse durchgemacht hast. Ich rathe Dir also, ruhig Deinen philosophischen Cursus zu beendigen und besonders der Logik große Aufmerksamkeit zu schenken, denn Du wirst ihrer bedürfen. Nach der Philosophie magst Du, wenn Deine Märtyrergluth noch nicht verschwunden ist, Deine

Theologie hier anfangen, oder wenn Du es vorziehen solltest, zu gleicher Zeit an die Theologie und an das Chinesische zu gehen, so können wir Dich nach Rom schicken, wo das Collegium de propaganda fide gerade für solche Studien bestimmt ist. Das Chinesische ist, wie ich mir habe sagen lassen, eine ziemlich complicirte Sprache. Du brauchst Dich also nicht zu übereilen. Wir wollen einmal sehen. Du bist jetzt noch nicht ganz funfzehn. Wenn Du im zwanzigsten Jahre die Märtyrerkrone erwirbst, so wird es, denke ich, noch nicht zu spät sein."

Ich wußte nicht recht, ob die letzten Worte nicht eine Beimischung von Spott enthielten. Der Verdacht kam mir auf einen Augenblick; da ich aber bemerkte, daß mein Onkel in einem vollkommen aufrichtigen Tone sprach, und daß sich kein Muskel seines Gesichts bewegte, so hielt ich es für sicher, daß er im Ernst sei.

Ueber einen andern Umstand bin ich ebenfalls nicht ganz gewiß, nämlich ob nicht die beiden Gläser Lacrimae Christi, welche ich getrunken hatte, einigermaßen dazu beitrugen, daß ich so leicht von meinem Kapuzinerplane abstand. Sie hatten eine ganz sonderbare Wirkung auf mich — eine weltliche Wirkung, wenn ich mich so ausdrücken darf; sie gaben in meinen Augen allen Dingen eine rosige Färbung, welche, durch den Contrast, die Zelle eines Klosters äußerst düster und öde und kalt machte.

Wie dem aber auch sein mochte, so schien das Raisonnement meines Onkels doch keinen Widerspruch zu gestatten, und ich gab daher meinen Plan, Kapuziner zu werden, auf und concentrirte meine ganze geistige Thätigkeit auf das Project der Mission in fremden Ländern.

Ich war während meines religiösen Fieberanfalls nie von meinem System der Sanftmuth und Unterwürfigkeit gegen meinen Widersacher im Seminar abgewichen, welcher seinerseits dem Waffenstillstande, den er mir gewährt, und den ich, wie ich weiter oben erwähnt habe, seiner Bekehrung zuschrieb, sehr bald ein Ende gemacht hatte. Unter Anderm sprach ich eines Morgens, einige Tage nach meiner Unterredung mit meinem Onkel, mit einem von den jüngern Schülern, wobei ich die Hände auf den Rücken gelegt hatte, und erhielt während dessen plötzlich einen äußerst kräftig geführten Schlag mit einem Lineale auf die rechte Hand. Der Schmerz war sehr groß und ging mir wirklich zu Herzen. Ich vergaß alle meine guten Vorsätze, warf mich wüthend auf meinen Feind und griff nach seinem Haar; aber siehe da, eine ungeheure Perücke blieb in meinen Händen und ließ einen nackten, glatt rasirten Kopf entblößt. Man denke sich, wie die Lacher auf meiner Seite waren. Der Bursche kehrte sich wüthend nach mir um. In diesem Augenblicke erinnerte ich mich Sforza's. Ich zog mein Federmesser heraus, warf mich in eine Fechterstellung und rief:

„Komm heran, wenn Du es wagst!“

Er wagte es nicht. Dieses Scharmützel hatte ein doppeltes Resultat. Es erlös'te mich auf ewig von den Angriffen meines Gegners und verschaffte ihm den Spitznamen Kahlkopf, welchen er nie verlor.

Drittes Kapitel.

Mein Bruder Cäsar übernimmt die Anführung. — Jugendstreiche und Einbildungen.

Monate und Monate glitten vorüber, und mein Beruf wurde von Tag zu Tag problematischer, bis die Heimkehr meines Bruders Cäsar ihm den Todesstoß gab. Ein auf dem Lande zugebrachtes Jahr hatte ihn nicht nur von den Folgen seiner Krankheit befreit, sondern ihn auch zu einem kräftigen, robusten Burschen gemacht.

Wir waren einander an Alter und Neigungen sehr ähnlich. Wir hatten Beide die gleiche abenteuerliche und romantische Geistesrichtung und trieben alle Dinge gleich leidenschaftlich. Wir wurden bald große Freunde und wahrhaft unzertrennlich. Cäsar war ein hübscher kleiner Bursche, etwas kürzer, aber stärker und breiter gebaut als ich. Er hatte außerdem noch einen großen Vortheil vor mir voraus, da er vor undenklichen Zeiten die Schule

verlassen — ich meine eine große Kenntniß der Welt, in welcher er sich so lange bewegt hatte. So konnte er z. B. Billard spielen und rauchen. Es fiel mir nie ein, seine Superiorität zu bestreiten und er wurde in allen Dingen mein Führer. Sein Geschmack in der Toilette war meiner Ansicht nach groß, und der Knoten seiner Cravatte erregte ganz besonders meine Bewunderung. Er begutachtete den Schnitt meiner Kleider nicht besonders beifällig und tadelte die Form meines Hutes sehr. Er erhitzte sogar eines Abends ein Plätteisen, womit er die Krämpe glatt strich und ihr eine geziemendere Form ertheilte.

Cäsar besaß eine Menge von Freunden, die ihm Bücher liehen, welche er seinerseits mir lieh; aber noch häufiger lasen wir dieselben zusammen. Dann pflegten wir über sie zu sprechen, uns mit den dargestellten Personen zu identificiren und so in einer imaginären Welt zu leben. Unsere Pläne für die Zukunft erhielten ihre Färbung von unsrer Lectüre. Bald wollte Cäsar General, und Alfred und ich seine Adjutanten werden; bald neigte er sich dem Seeleben zu und war Capitain eines schönen Schiffes und ich der Wundarzt an Bord; da ich aber keinen Beruf zum Operiren an lebenden Armen und Beinen fühlte, trat ich die Stelle an Alfred ab und begnügte mich mit dem Lieutenantsamte. Wir wollten die Welt umsegeln. Es galt immer noch China und Japan mit Auslassung des Märtyrerthums, welchem ich gänzlich ent-

sagt hatte. Unsere Mutter sollte uns begleiten. In unsern wachen Träumen für die Zukunft hatte unsere Mutter stets ihre Stelle.

Die „Abenteuer eines Fliegenden", welche wir mit Entzücken lasen, flößten meinem Bruder die glänzende Idee ein, uns selbst Flügel zu machen.

„Wir werden es nie ausführen können," sagte ich zu Cäsar.

„Du wirst sehen," antwortete er mit kluger Miene.

Wir kauften also alle zur Anfertigung von Flügeln nöthigen Materialien, d. h. sehr dünne Latten, Pappdeckel, Papier jeder Art, Bindfaden, Nägel, Kleister u. s. w. u. s. w.; als wir aber diese Dinge auf die Probe setzen wollten, war die Erbauung des babylonischen Thurmes kein hoffnungsloseres Unternehmen. Wir konnten nicht durchkommen; aber Cäsar, der seine Reputation für den Erfolg des Unternehmens eingesetzt hatte, wollte es nicht aufgeben. Glücklicher Weise gab ihm ein unvorhergesehenes Ereigniß einen Vorwand, um sich ohne großen Verlust an Ehre von dem Unternehmen zurückzuziehen.

Wir besaßen zusammen einige kleine Ersparnisse, die wir mit unendlicher Mühe in sehr kleine neue und glänzende Fünfsoldi-Stücke mit dem Bilde der Herzogin Marie Louise von Parma ausgewechselt hatten. Wir pflegten diesen Schatz in allen möglichen Winkeln zu verbergen und

veränderten die Verstecke sehr häufig, als ob Jemand geneigt gewesen sein würde, ihn zu stehlen.

Eines Tages setzten wir uns in den Kopf, ihn zu vergraben. Auf der Terasse unsers Hauses befand sich ein sehr schmales Blumenbeet, in welches wir ein Loch machten und unsere Münzen hineinlegten. Im Laufe der Nacht kam ein strömender Regen, welcher einen großen Theil der Erde und den größten Theil unsers Schatzes hinwegspülte. Man denke sich unsere Bestürzung am folgenden Morgen, besonders die Cäsars, welcher erst im Laufe der Nacht entdeckt hatte, daß wir eine große Quantität geölte Seide brauchten, um unsere Flügel zu machen! Was konnten wir aber ohne Kapitalien anfangen? Wir mußten also aus Mangel an Geld die Flügel entbehren.

Eines Tages brachte Cäsar die Tausend und Eine Nacht mit nach Hause. Wir lasen sie Tag und Nacht. Visionen von Chalifen, goldenen Palästen, unterirdischen Höhlen, Diamantenhaufen u. s. w. u. s. w. umgaben uns, und verdrehten uns die Köpfe. Wir sprachen von gar nichts Anderem. Wir lebten so ausschließlich in dieser phantastischen Welt, daß wir die Grenzen, welche die Dichtung von der Wirklichkeit trennen, aus den Augen verloren. Ich meinerseits verzweifelte ganz und gar nicht daran, eines Tages eine Fallthür zu entdecken, die zu einer unterirdischen Höhle voller Diamanten von der Größe der Hühnereier führen, und worin sich eine gefangene Prinzessin

befinden würde. Ich mußte eine Prinzessin haben, denn die Frauenzimmer, die ich täglich sah, waren von dem idealen Bilde, welches ich mir ausgemalt hatte, so weit entfernt, daß ich den kleinen Finger nicht erhoben haben würde, um selbst die Schönste von Allen zu erlangen. Ich hatte Nice's und Amaryllis' goldenes Haar und Korallenlippen so oft besungen, daß ich endlich die Sache buchstäblich nahm und bei derselben blieb. In dieser Beziehung wich Cäsar bedeutend von mir ab und gab oft eine Bewunderung für Personen des schönen Geschlechts kund, die es mir sehr leid that, nicht theilen oder auch nur verstehen zu können. Der arme Alfred, dem es ganz an Phantasie fehlte, starrte uns an wie ein Träumender, wenn er uns von unterirdischen Gemächern, Prinzessinnen und Zauberpalästen sprechen hörte, als ob das Alles Glaubensartikel wären.

Einmal glaubte ich wirklich, der lange geträumten unterirdischen Wohnung auf die Spur gekommen zu sein. Wir setzten uns auf einem unsrer Spaziergänge, die uns sehr weit aus der Stadt führten, im Schatten einer Bastion nieder, welche zu einem alten Festungswerke gehörte. In dem verfallenen Walle befand sich ein Loch, welches größer als die übrigen, aber mit Steinen und Dornranken verstopft war. Ich drängte mich durch die Ranken und begann die Steine hinweg zu räumen, welche die Oeffnung anfüllten. Hierbei stieß ich auf den Hals einer

zerbrochenen Flasche, in welchem sich eine Ahle befand. Dies war allerdings ein magerer Schatz, aber in Kurzem entdeckte ich wiederum den Hals einer Flasche und siehe da, er enthielt zwei prächtige orientalische Perlen! Ich rief augenblicklich Cäsar und Alfred herbei. Der Anblick entzündete Cäsar's Phantasie. Er behauptete, daß, wo diese Perlen seien, auch noch mehr sein müsse, wir sollten nur weiter hinweg räumen; wer wisse, welche Schätze unser harrten. Wir räumten und räumten also, bis keine Steine mehr vorhanden waren und wir auf den Felsen stießen. Wenn der abscheuliche Fels nicht gewesen wäre, so würden wir an jenem Tage die unterirdischen Hallen sicherlich gefunden haben. Wir hatten sogar Lust, ihn mit Pulver zu sprengen. Sobald wir wieder in die Stadt kamen, gingen wir zu unserm Familienjuwelier, um unsern Fund abschätzen zu lassen. Die Perlen waren unecht und jede davon etwa zwei Soldi werth! Diese Schätzung kühlte unsern Enthusiasmus ein wenig ab; dessenungeachtet kehrten wir aber mehr als einmal nach der Bastion zurück, durchforschten sie nach allen Seiten, kamen aber leider zu keinem glücklichen Resultate.

Eines Abends, als wir auf der Terasse waren und die kühle Abendluft und den milden Mondschein genossen, vertraute mir Cäsar im tiefsten Geheimnisse an, daß er zuweilen einen Freund in einem gewissen Hause besuche, welches ich kennte und dem gegenüber eine junge Dame

wohne, die, wie sich mein Bruder ausdrückte, „schön wie die Sonne“ sei. Da diese junge Dame jeden Abend auf ihre Terasse kam, um ihre Blumen zu begießen, hatte sie Cäsar vom Fenster seines Freundes aus gemächlich betrachten und bewundern können. Die Folge der besagten Betrachtung und Bewunderung war aber die gewesen, daß er sich in die erwähnte Schönheit verliebte.

„Wenn Du mich einmal Abends begleiten willst,“ fügte Cäsar hinzu, „so werde ich Dich mit zu meinem Freunde nehmen, und dann kannst Du sie sehen und mir sagen, was Du von ihr denkst.“

Ich hatte zwar keine große Lust, sie zu sehen; da ich aber bemerkte, daß es mein Bruder ungemein wünschte, verstand ich mich dazu, ihn zu begleiten. Wir gingen also eines Abends hin, stellten uns an das Fenster und warteten auf das Erscheinen der Göttin.

Ich fühlte mich, Gott weiß warum, sehr unbehaglich und würde Alles von der Welt darum gegeben haben, wenn sie nicht erschienen wäre. Sie zögerte wirklich so lange, daß ich das Fenster verließ und mich am andern Ende des Zimmers auf einen Stuhl setzte. Fast in dem gleichen Augenblicke flüsterte Cäsar:

„Da! sie ist gekommen.“

Ich hatte große Lust, aufzustehen, konnte es aber wirklich nicht. Ich schien auf meinem Stuhle angewachsen zu sein; ich wurde von einer unbekannten Gewalt festge-

halten. Ich brachte ein Dutzend Entschuldigungen, von denen eine jede einfältiger war als die andere, dafür vor, daß ich mich nicht rührte. Mein Bruder und sein Freund lachten mich aus und sagten, daß ich mich fürchtete.

„Da, jetzt geht sie fort!" Diese Worte gaben mir meinen ganzen Muth wieder. Ich trat an's Fenster und nahm eine Miene an, als ob ich sehr ärgerlich darüber wäre, daß sie nicht zurückkehrte, während ich doch die ganze Zeit über davor zitterte.

Endlich zog ich mich wieder zurück, indem ich sagte, daß sie gewiß nicht mehr kommen würde. Sie kam wieder, entfernte sich dann von Neuem und kehrte nochmals zurück, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, die räthselhafte Gewalt zu überwinden, welche mich an jeder Bewegung verhinderte, so lange sie dort war.

Als wir nach Hause kamen, redete mir Cäsar von nichts als seiner Liebe vor, und zog in einem Anfalle von verliebtem Enthusiasmus sein Federmesser heraus, womit er auf seinem linken Arme den Anfangsbuchstaben des angebeteten Namens Emilie zu tätowiren begann. Ich fragte ihn, ob er etwas dagegen habe, wenn ich das Gleiche thäte, und da er keine Einwendung erhob, machte ich mich an's Werk, die gleiche Operation auszuführen, d. h. die Haut so ziemlich in der Form eines „E" aufzuritzen und sodann Dinte darauf zu streichen, um die Narbe unverwischbar zu machen. Seit jenem Tage sprachen wir von

Emilien stets als von unsrer gemeinschaftlichen Flamme, und ich überredete mich mit der größten Leichtigkeit von der Welt, daß ich bis über die Ohren in sie verliebt sei; was aber das zu ihr Gehen und Besuchen betraf, so konnte mich mein Bruder nie dazu bewegen.

„Wenn Du willst," sagte ich eines Tages, „so können wir ihr eine Serenade bringen."

Wir hielten dies für eine glänzende Idee; Cäsar spielte bereits die Violine ein wenig und ich lernte ihn auf der Guitarre begleiten.

Nachdem wir zwei bis drei Musikstücke auswendig gelernt hatten, bestimmten wir einen Abend zur Ausführung unsers Projects, welche jedoch ihre Schwierigkeiten besaß. Es war in unserm Hause strenge Regel, daß jedes Mitglied der Familie um neun Uhr, wo zu Abend gegessen wurde, daheim sein mußte, und in den Augen meines Vaters war die Abwesenheit von den regelmäßigen Mahlzeiten, oder auch nur der Verzug im Erscheinen bei denselben, ein Hochverrathsverbrechen. Nach dem Abendessen verriegelte unser Vater selbst die Hausthür, von welcher sein Schlafzimmer nicht weit entfernt war, so daß man sie kaum öffnen konnte, ohne gehört zu werden. Aber was setzt nicht die Jugend, wenn sie sich für verliebt hält, durch! Mittelst Oeles und Geduld und dann unsers ältesten Bruder, welcher mit uns im Bunde war und hinter uns

die Thür schließen sollte, wurden wir in den Stand gesetzt, unser Unternehmen zu beginnen.

Es war aber ganz unmöglich, vor dem Morgen zurückzukehren, da wir aus Furcht vor Entdeckung nicht wagten, die Thür unverschlossen zu lassen. Wir gingen also hin und spielten die eingeübten Stücke vor den Fenstern der schlafenden Schönen; aber die besagte Schönheit schlief sehr tief oder war sehr unempfindlich, denn sie ließ kein Lebenszeichen blicken. Hierauf hielten wir eine Serenade vor Alfred's Fenstern und wanderten sodann lange Zeit umher, bis wir uns auf einer Bank in der Acquasola niederließen. Die Nacht schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Endlich begaben wir uns, vom Mangel an Schlaf erschöpft, nach Hause und setzten uns auf die Treppe, (die Straßenthür bleibt in Italien die Nacht über gemeiniglich offen und die Treppe ist allen Hausbewohnern gemeinschaftlich), wo wir warteten, bis unsere Magd, die alte Catharina, am frühen Morgen herauskam.

Diese verschiedenen unangenehmen Umstände schreckten uns nicht ab, mehr als einmal das Gleiche zu versuchen. Das zweite Mal waren wir nicht glücklicher, als das erste; beim dritten Male öffnete sich — o Freude! — ein Fenster und ein weißes Gewand wurde sichtbar.

„Sie ist's!"

Wir begannen unser bestes Stück mit wunderbarem Eifer und spielten auf's Melodischste, aber plötzlich wurde

unsere Gluth durch einen Wasserguß abgekühlt, von dem mir jeder Tropfen, da er auf einen neuen Hut fiel, tief zu Herzen ging.

So endete meine erste Liebe, und wenn es jemals eine platonische Leidenschaft gegeben hat, so war es ganz gewiß diese, deren Gegenstand ich nie erblickt hatte. Dreißig Jahre darauf sah ich sie zum ersten Male, und das hübsche, schlanke siebzehnjährige Mädchen hatte sich jetzt in eine korpulente freundliche Dame mit grauem Haar verwandelt, welche nicht ahnte, daß der kahlköpfige, mittelalterliche Herr, der zu ihr sprach, auf seinem linken Arme noch den halbverwischten Anfangsbuchstaben ihres Namens trug.

Unter derartigen Beschäftigungen glitten die zwei Jahre meines philosophischen Cursus vorüber. Wenn ich die Rechnung desjenigen, was ich die ganze Zeit über gethan, zusammenziehe, so ist die Summe keine besonders brillante und ich habe nicht vielen Grund, darauf stolz zu sein. Ich lernte Guitarre und Billard spielen, Rauchen — der Himmel weiß, welche Unbehaglichkeit es mir verursachte — und Tanzen. Die Wahrheit zu gestehen, war mein erster und letzter Versuch in dieser äußerst wichtigen Erziehungsbranche ein keineswegs ermuthigender. Es war bei einem kleinen Tanze, der auf dem Lande ohne große Prätensionen veranstaltet worden war. Einige junge Männer und mehrere junge Damen waren dabei zugegen.

Das Bewußtsein meiner Unerfahrenheit bewog mich, mich zurückzuhalten; aber eins von den Mädchen verfolgte mich bis in die Ecke, in welche ich mich zurückgezogen hatte, und bestand darauf, daß ich mit ihr tanzen müsse, was sie aber bald zu bereuen Grund erhielt. Denn nachdem wir ein paar Mal im Walzer herum getanzt hatten, trat ich (horresco referens) so schwer auf ihren Fuß, daß sie beinahe ohnmächtig wurde. Ich war wegen meiner Ungeschicklichkeit so erzürnt auf mich, daß ich bei dem geschwollenen Fuße meiner unglückseligen Tänzerin schwor, das Tanzen auf ewig zu unterlassen, und ich habe mein Wort gehalten.

Trotz meines geringen Fleißes kam ich sehr gut durch die Examina, welche ich nach Ablauf der zwei Jahre zu bestehen hatte, und ich verdankte dies einem einmonatlichen Studium, das Alfred und ich wie ein Schnellzug auf der Eisenbahn durchflogen. Auch Alfred kam ganz gut durch. Hierauf mußten wir uns trennen, da Alfred die Feiertage bei seiner Familie zubringen wollte, welche in einer kleinen piemontesischeu Stadt wohnte. Was mich betraf, so verlebte ich sie in dem Landhause meiner Mutter, wo mich Cäsar, der ein vollkommener Jäger war, im Gebrauch einer Flinte unterrichtete. Ich wurde ein leidenschaftlicher Jagdfreund, und die dreimonatliche Muße ging mit Blitzesschnelle vorüber.

Zu Anfang des scholastischen Jahres kam mein Vater

von Neuem auf die Alternative, die er mir bereits vorgelegt hatte — Jurisprudenz oder Medizin. Ich besaß nur geringe Neigung für den Advocatenstand, hatte aber eine große Abneigung gegen den eines Arztes, und wählte daher den erstern zur großen Genugthuung meines Vaters, der selbst Jurist war und seinen ältesten Sohn bereits zum Juristen gemacht hatte, aber zu denken schien, daß es nicht zu viele Mitglieder der Familie in diesem Berufe geben könne.

„Du mußt Deinen Namen in die Bücher der Universität eintragen lassen," sagte mein Vater, „und Dich zu gleicher Zeit nach den Förmlichkeiten erkundigen, welche Du zu besorgen hast, um als Student aufgenommen zu werden." Ich ging also unverzüglich an's Werk.

Viertes Kapitel.

Die Universität. — Meine Phantasiewelt stürzt in Trümmer.

Es ist eine allgemein bekannte Sache, daß im Jahre 1821 eine Insurrection in den sardinischen Staaten ausbrach und die von der Armee und dem Volke in Turin, Genua, Alessandria rc. ausgerufene spanische Constitution das Grundgesetz des Staates ward; aber der Triumph der constitutionellen Freiheit war von kurzer Dauer; eine fremde Macht intervenirte und bald ward der frühere Stand der Dinge in seinem ganzen Umfange wiederhergestellt.

Die erste Sorge der Regierung war nun, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Verfolgung der bei dieser Rebellion betheiligt gewesenen Personen, von welchen die meisten nur im Bildniß gehängt werden konnten, da fast Alle, die irgend einen bedeutenden Antheil an

diesem kurzen constitutionellen Drama genommen hatten, noch im Stande gewesen waren, in's Ausland zu flüchten. Die Verurtheilungen erfolgten daher in contumaciam und thaten den Verurtheilten selbst keinen Schaden. Ganz anders aber war das Schicksal einer kleinen Zahl von Männern, welche entweder im Vertrauen auf die Nachsicht der Regierung oder wegen des geringen Grades ihrer Betheiligung zu Hause geblieben waren. Sie wurden zur Untersuchung gezogen und verurtheilt, einige zum Tode, die übrigen zu Galeeren, oder langwieriger Gefängnißstrafe, welche Urtheile auch sämmtlich vollzogen wurden.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die studirende Jugend in der vordersten Reihe dieser Revolution gestanden hatte, und ganz besonders in Turin eine Handvoll Studenten im Verein mit einer Compagnie Soldaten die Bewegung in der Hauptstadt geleitet und entschieden. Als die Sache mißglückte, ging es den Studenten, wie den übrigen Bürgern, das heißt, Diejenigen, welche nicht in's Ausland entflohen waren, wurden zur Untersuchung gezogen und verurtheilt; dabei aber blieb die Regierung nicht stehen. Die Studenten hatten im Allgemeinen Beweise von regierungsfeindlicher Gesinnung gegeben, und deshalb wurden die Universitäten zu Genua und Turin gänzlich geschlossen.

Dieser Zustand der Dinge konnte natürlich nicht immer dauern. Die Interessen zu vieler Familien wurden

durch die Verlängerung einer Maßregel berührt, welche der aufwachsenden Generation den Weg zur Wissenschaft verschloß. Es ward nach einiger Zeit nothwendig, an die Aufhebung dieses Interdicts zu denken, und die Regierung ernannte eine Commission zur Reform des öffentlichen Unterrichts im ganzen Königreiche. Dies war der erste Schritt zur Wiedereröffnung der Universitäten. Es versteht sich von selbst, daß die Wahl hierbei nur auf solche Männer fiel, von welchen die Regierung überzeugt war, daß sie in ihrem Sinne handeln würden. Diese Commission steckte sich ein doppeltes Ziel, indem ihr Plan erstens dahin ging, die Zahl der Studenten zu beschränken, und zweitens ihnen so wenig Freiheit als möglich zu lassen.

Um die ersterwähnte Absicht zu erreichen, wurden zwei Klassen Studenten gebildet — solche, deren Eltern den Besitz eines gewissen Grundeigenthums nachweisen konnten, und solche, deren Eltern dies nicht im Stande waren. Ebenso wurden zwei unterschiedene Examinationsmethoden geschaffen, eine für die Studenten der ersten Klasse und eine für die der zweiten. Die Prüfung der Letztern war eine sehr strenge und darauf berechnet, daß nur Wenige sie bestehen konnten.

Zur Erreichung des zweiten Zweckes, welcher, wie bereits angegeben, darin bestand, die Freiheit der Studenten möglichst zu beschränken, wurden eine Menge mitunter kleinliche Bestimmungen und Vorschriften erlassen, die die-

ser Absicht entsprachen, welche dadurch auch vollkommen erreicht ward.

Nicht so aber war es mit dem erstgenannten Zwecke. In dieser Beziehung erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was man erwartet hatte. Nicht so bald war die Wiedereröffnung der Universitäten öffentlich angekündigt, als eine ganze Masse junger Männer sich hereindrängte, um sich immatriculiren zu lassen. Noch in keinem Jahre war die Zahl der Inscriptionen zu einer solchen Höhe gestiegen. Dieses Ergebniß, welches keineswegs überraschend war, hatte seinen Ursprung in zweierlei Ursachen. Erstens hatte sich die Zahl der jungen Männer, welche studiren wollten, und doch wegen Schließung der Universitäten nicht konnten, in den letzten Jahren bedeutend angesammelt, und zweitens hatten sich viele wohlhabende Familien entschlossen, einen Theil ihrer zeither im Handel oder sonst wie angelegten Kapitalien zum Ankauf von Landgrundstücken zu verwenden, um dadurch ihre Söhne in den Stand zu setzen, als Studenten erster Klasse die Universität zu beziehen. Die viele Mühe, welche sich daher die Commission in dieser Hinsicht gegeben, war vergeblich, und die Armen waren hier, wie in vielen andern Fällen, die Einzigen, welche durch das Gesetz litten.

Die Einschreibung der Namen erfolgte in dem Secretariat, in dem prachtvollen Palaste der Universität, Strada Balbi. Alfred und ich waren natürlich nicht unter den

Letzten, die sich daselbst einfanden. Wir trafen hier eine bedeutende Anzahl junger Männer zu demselben Zwecke versammelt und mußten lange im Vorzimmer warten.

Endlich wurden wir in einen Saal gewiesen, wo der Secretair fungirte. Er war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, mit einem sehr blatternarbigen Gesicht und argwöhnischem Blicke. Er legte uns ein Register vor, in welches wir unsern Vor- und Zunamen einschrieben, so wie die Facultät, der wir uns zu widmen gedachten. Dann legte er uns ein Verzeichniß der Documente vor, die wir herbeischaffen mußten, ehe wir die Erlaubniß zum Studiren erhalten konnten. Diese Liste war so lang, daß wir uns eine Abschrift davon nehmen mußten, um nichts zu vergessen. Ich theile in Nachstehendem die Zahl der von mir verlangten Zeugnisse aus dem Gedächtniß mit, bin aber überzeugt, daß ich einige vergessen habe.

Erstens, Geburts- und Taufschein.

Zweitens, Impfschein.

Drittens, ein Zeugniß, daß ich bereits einen zweijährigen Cursus mit dem darauf folgenden Examen durchgemacht.

Viertens, ein Leumundszeugniß von dem Pfarrer meines Kirchspiels.

Fünftens, ein Zeugniß, daß ich seit den letzten sechs Monaten an allen Sonn- und Festtagen die Kirche besucht.

Sechstens, daß ich während der letzten sechs Monate alle vier Wochen einmal zur Beichte gewesen.

Siebentens, daß ich am letzten Osterfeste vorschriftsmäßig das Abendmahl genossen.

Achtens, ein Zeugniß, daß meine Eltern das von dem Gesetze verlangte Grundeigenthum besäßen.

Neuntens, ein Zeugniß von der Polizeibehörde, daß ich bei der constitutionellen Bewegung von 1821 nicht betheiligt gewesen.

Der Gedanke, daß ich als Knabe von ungefähr zwölf Jahren in eine politische Bewegung verwickelt gewesen sein sollte, erschien mir so komisch, daß ich dem Secretair dies lachend bemerklich machte. Kaum hatte ich aber gesprochen, als die drei Köpfe der emsig beschäftigten drei Schreiber sich gleichzeitig emporrichteten und ihre sechs Augen mich mit dem Ausdrucke des Erstaunens und Schreckens betrachteten. Der Secretair nahm eine Miene beleidigter Würde an und sagte, diese Bestimmungen seien getroffen, um befolgt, nicht um kritisirt zu werden. Der Ton, in welchem mir dies bemerklich gemacht ward, war der eines Vorgesetzten, welcher einen Untergebenen bei einer Pflichtwidrigkeit ertappt.

Und doch war dieser Secretair weder ein hartherziger oder böswilliger Mensch — nichts weniger als dieses; aber er war Familienvater und es lag ihm natürlich viel daran, sein Amt, welches ein sehr einträgliches war, zu

behalten, und deshalb mußte er sich in den Geist der Zeiten fügen, das heißt, in seinem Verkehr mit den Studenten rauh und hochtrabend sein. Es war dies, wie ich bald fand, allgemein herrschende Regel, und alle Beamte, die mit Studenten etwas zu thun hatten, von den Regierungscommissaren an bis zu den Pedellen und Thürhütern herab, kamen dieser Regel treulich nach. Man hätte glauben sollen, wir wären Wesen von untergeordneter Art, die ein Jeder auf alle Weise mißhandeln könne und solle. „Die Studenten müssen niedergehalten werden", war die geheiligte Phrase, durch welche alle diese Bedrückungen gerechtfertigt wurden, und die Professoren — es waren deren nicht viele — die uns noch mit einem gewissen Grade von Anstand und Höflichkeit behandelten, wurden höhern Orts notirt, weil sie, wie man meinte, ein schädliches und einem gesunden Erziehungssysteme nachtheiliges Beispiel gaben.

Gott weiß, welche Mühe, welchen Zeitverlust, welche Geduld und, ach leider! wie viele Lügen diese unglücklichen Zeugnisse mich kosteten, besonders Nummer fünf uud sechs! Unser Pfarrer hatte natürlich seine Heerde nicht jeden Sonntag mit Namen aufgerufen, um zu wissen, ob Alle in der Kirche wären oder nicht, und er glaubte mir daher auf's Wort. Mein Beichtiger that dasselbe. Ich konnte doch nicht zu ihnen sagen: Nein, ich habe nicht die Kirche regelmäßig besucht; ich bin nicht jeden Monat zur Beichte gewesen, und mich dadurch selbst von der Universität aus-

schließen. Ich gebot der Stimme des Gewissens Schweigen und erhielt die beiden Zeugnisse. Ich empfing sie mit einem Gefühl von Scham und Verwirrung, als ob ich sie gestohlen hätte — möge diese reuevolle Regung zu meiner Entschuldigung sprechen!

Ich legte dem Secretair alle meine Papiere vor, aber damit war es noch nicht genug. Er sagte mir, daß die Universitätsbehörden keine Unterschrift eines Geistlichen anerkennten, wenn dieselbe nicht im erzbischöflichen Hofe (Curia Archivescovile) autorisirt sei. Ich begab mich daher nach dem erzbischöflichen Hofe, wo ein sehr häßlicher Mann, der fast aussah wie eine Kröte, mit silberner Brille, die Autorisation besorgte und mir für jedes der autorisirten Zeugnisse (es waren deren fünf) zehn Soldi abverlangte. Dieser kleine Tribut, der wenigstens vier Mal jährlich von Hunderten von Studenten erhoben ward, trug dem erzbischöflichen Hofe ein hübsches rundes Sümmchen ein, was wahrscheinlich auch der einzige Beweggrund zu dieser ganzen Vorschrift war. Die auf diese Weise attestirten Papiere wurden nun endlich angenommen und der Secretair trug mir auf, den nächsten Abend acht Uhr mich in dem Hause des Signor Merlini einzufinden, welcher für diesen Monat fungirender Regierungs-Commissair war, und von dem meine Documente schließlich geprüft werden sollten. Nur die Unterschrift des Signor Merlini konnte mir die Thüren der Universität öffnen.

Signor Merlini war eins der einflußreichsten Mitglieder des sogenannten Provinzialdepartements des öffentlichen Unterrichts, unter dessen Leitung die Universität Genua gestellt worden. Die Herren dieses Departements waren beauftragt, abwechselnd einen Monat lang das Geschäft zu besorgen, das heißt die laufenden Arbeiten zu verrichten und die nöthigen Unterschriften zu geben; in Folge, ich weiß nicht welches Umstandes, aber war während der vielen Jahre, wo ich die Universität besuchte, alle Mal Signor Merlini fungirender Commissair für den Monat, so daß ich dadurch Gelegenheit erhielt, seinen Charakter gründlich zu studiren. Wahrscheinlich hatten die Collegen des Signor Merlini eingesehen, daß Niemand besser als er geeignet war, die Geschäfte dieses Amtes in dem gewünschten Geiste zu besorgen, weshalb man ihn auf die Dauer darin ließ.

Ich fand mich pünctlich zu der bestimmten Stunde ein, begleitet von meinem treuen Alfred, welcher eben so wie ich alle verlangten Formalitäten durchgemacht hatte, und außer sich vor Freuden war, daß, trotz seiner Befürchtungen wegen seiner Ausstoßung aus dem Colleg, keine Schwierigkeiten erhoben worden waren. Es schlug gerade Acht, als ich vor Signor Merlini's Zimmer stand und die Klingel zog. Die mit grünwollenem Stoff beschlagene Thür öffnete sich, indem sie sich geräuschlos in ihren An-

geln drehte, und ein alter Diener, mager wie ein Skelet, zeigte sein erschrockenes Gesicht.

„Signor Merlini?"

„Ruhig, ruhig!" antwortete das Gerippe flüsternd, „reden Sie nicht so laut; Sie haben schon mit der Klingel Lärm genug gemacht."

Ich glaubte, Signor Merlini müßte einen Schlaganfall gehabt haben und läge in den letzten Zügen, aber es ergab sich, daß Signor Merlini blos noch nicht aufgestanden war. Der gute Mann liebte, wie es schien, seine Siesta und legte sich nach dem Mittagsmahl zu Bett, um erst um acht Uhr wieder aufzustehen.

Es öffnete sich eine zweite Thür eben so geräuschlos wie die erste, und wir traten in ein kleines, mit einem dicken Teppich belegtes Zimmer. Da Teppiche, wegen des warmen Klima's, in Genua sehr selten sind, so war es mir eine ganz neue und durchaus nicht angenehme Empfindung, mich wie ein Schatten zu bewegen, ohne daß meine Tritte das geringste Geräusch hervorbrachten.

Dieser Umstand, die Unruhe, welche sich in den Mienen des Dieners aussprach, die Todtenstille ringsumher — alles Dies äußerte eine seltsame Wirkung auf mich. Ich fing wirklich an zu frösteln, und es war mir, als ob die Bleidächer von Venedig sich geöffnet hätten, um mich zu empfangen. Auch Alfred sah bleich und verstört aus, und wir setzten uns nieder und sahen einander an, während

wir kaum zu athmen wagten. Nach und nach traten noch mehrere junge Leute herein, und ich bemerkte, daß Alle von derselben drückenden Stimmung befallen wurden, die sich unser bemächtigt hatte. Nach Verlauf einer Stunde ließen sich Stimmen im Nebenzimmer hören, eine Thür öffnete sich, mein Name ward genannt und ich ging hinein.

Signor Merlini saß vor einem großen Pulte, welches mit Papieren bedeckt war, von denen er eins eben aufmerksam durchlas. Der Secretair, welcher ihm zur linken Hand stand, schien seinen Augen den Zeilen entlang zu folgen und dann und wann eine erläuternde Bemerkung zu machen. Signor Merlini war ein alter Mann von siebzig Jahren und hatte keinen Zahn mehr im Munde; sein Kinn war lang und spitzig, seine Nase ebenfalls, und beide schienen krampfhafte Anstrengungen, sich einander zu nähern, zu machen. Ein kleines Büschel, aus höchstens zwei oder drei Dutzend Haaren bestehend, war sorgfältig von dem hintern Theile seines Kopfes nach vorn gekämmt und floß auf der Mitte der Stirn in eine Spitze zusammen. Ich sah gleich auf den ersten Blick, daß sie gefärbt waren, was auch mit seinem dürftigen Backenbarte der Fall zu sein schien. Er war vom Kopf bis zum Fuße in weißen Barchent gekleidet, und sein umgeschlagener Hemdkragen ließ den dürren, knochigen Hals ganz unbedeckt. Auf dem Kopfe trug er eine blaue Mütze und einen grünen Schirm, um die Augen gegen das Licht zu

schützen. Dieses arcadische Kostüm, das gefärbte Haar und der Backenbart verriethen, daß Signor Merlini noch Ansprüche auf Jugendlichkeit machte.

Ich machte mich auf einen eisigen Empfang gefaßt, aber damit war es nichts. Er stand, als ich eintrat, schnell von seinem Stuhle auf, um mir eine Verbeugung zu machen, und kam dabei in's Stolpern. Ich streckte die Hand aus, um ihn aufzufangen.

„Bemühen Sie sich nicht, mein werther Herr, ich bin, Gott sei Dank! noch ziemlich fest auf den Füßen."

Diese Worte, die von einem unbeschreiblichen Blicke begleitet waren, wurden mehr höhnisch hervorgeschnarrt als gesprochen.

„Und wie befindet sich Ihr Vater, mein werther Herr? Er ist einer meiner besten Freunde."

Er hatte dabei die Mütze abgenommen und entschuldigte sich zwanzig Mal, ehe er sie wieder aufsetzte.

„Sie nehmen mir's nicht übel," sagte er, „ich bin ein paar Jährchen älter als Sie, mein werther Herr, und das Haar beginnt mir auszufallen (es war schon ausgefallen) hi, hi, hi!"

Ich kannte den Mann vom Hörensagen genau genug, um durch diesen so überaus umständlichen Empfang einigermaßen beunruhigt zu werden.

Die Prüfung meiner Papiere begann. Ich saß Signor Merlini gegenüber und hatte mehrmals bemerkt,

daß er, so oft er mich anredete, die Hand an die Vorderseite seiner Mütze legte, wie um einen doppelten Schirm für seine Augen zu bilden. Es dauerte nicht lange, so erfuhr ich, was dies zu bedeuten hatte, indem er mich unter tausend Entschuldigungen bat, mich zu seiner rechten Hand zu setzen.

„Meine Augen sind so schwach und Sie haben so blanke Knöpfe auf Ihrem Rocke, daß sie mich förmlich blenden, ich kann es Ihnen versichern.“ Und das höhnische „hi, hi, hi!“ folgte zum dritten Male. Natürlich war dies blos eine feine Manier, mir bemerklich zu machen, daß ich vor einem Regierungscommissair im schwarzen Frack zu erscheinen hätte, während ich unglücklicher Weise einen blauen angelegt hatte. Signor Merlini hatte die Augen eines Luchses und die Ohren eines Hasen, aber es war einmal eine Grille von ihm, sich für taub und kurzsichtig auszugeben. Der Geschmack ist verschieden.

Die Prüfung meiner Papiere verlief ganz erwünscht, und die entscheidende Signatur ward ohne weitere Schwierigkeit ertheilt. Als ich Abschied nahm, ward ich mit derselben Umständlichkeit entlassen, mit welcher ich empfangen worden war, und Signor Merlini hätte kaum ceremoniöser sein können, wenn ich ein Prinz vom Geblüt gewesen wäre. Er begleitete mich bis an die Thür und bat mich dringend, mich auf der Treppe in Acht zu neh-

men. Offenbar wollte sich der würdige Herr zu guter Letzt noch einen Spaß mit mir machen.

Ich ging und wartete unten auf Alfred, der nach mir hineingerufen worden war. Er blieb so lange, daß ich unruhig zu werden begann. Als er endlich kam, waren seine Züge so aufgeregt, daß ich, ehe er noch ein Wort sprach, wußte, daß meine Befürchtungen nur zu gegründet gewesen waren.

Signor Merlini hatte an Alfred sein Talent, Jemanden auf die Folter zu spannen, förmlich erschöpft. Er war so gütig, so sanft, so anbetungswürdig freundlich gewesen.

„Er hatte schon die Feder in die Hand genommen, um zu schreiben," erzählte Alfred, „als er plötzlich innehielt und mit dem Anschein der größten Einfachheit fragte, wo ich meine Gymnasialstudien gemacht hätte."

„Im königlichen Colleg," sagte ich natürlich.

„Und," entgegnete Signor Merlini, „Sie haben Ihren Cursus mit Ehren und zur Zufriedenheit Ihrer Vorgesetzten bestanden?"

Da ich nicht wußte, was ich sagen sollte, so zeigte ich blos eine bescheiden zustimmende Miene.

„Wann haben Sie das Colleg verlassen?" fuhr Merlini fort.

„Im Monat Juni," stammelte ich.

„Das ist ja zwei Monate vor dem Ende des Schul-

jahres," bemerkte mein Quälgeist. „Aus welchem Grunde gingen Sie eher ab?"

Ich schwieg. Hier mischte sich der Secretair ein und sagte:

„Ich glaube, Signor Alfred ward vom Colleg relegirt."

„Relegirt!" rief der Commissair, indem er von seinem Stuhle aufstand, „Sie wurden vom Colleg relegirt und wollen mich verleiten, Ihnen meine Unterschrift zu geben, während Sie wissen, daß ich dadurch meine heiligsten Pflichten verletzen würde!"

Und so fuhr er fort zu schelten, bis er keinen Athem mehr hatte, und ich benutzte diesen Augenblick, um meine Verbeugung zu machen und mich zu entfernen."

Diese unerwartete Katastrophe ging mir sehr zu Herzen. Zu dem Bewußtsein, daß der arme Alfred durch meine Schuld dies dulden mußte, gesellte sich die sich nur zu bald verwirklichende Furcht, daß dies das Vorspiel unserer Trennung sei. In der That rief ihn eine Woche später sein Vater nach Turin, wo er, in Folge einflußreicher Fürsprache, ihm Aufnahme in die dortige Universität auszuwirken hoffte. Es wurden alle Mittel versucht und selbst der König angegangen, aber Alles vergebens, und Alfreds Vater, der seinem Sohne einmal den Doctortitel zu verschaffen wünschte, schickte ihn endlich nach Pisa in Toscana, wo er ohne Schwierigkeit inscribirt ward.

Mit schwerem Tritt und noch schwererem Herzen begab ich mich den Tag darauf nach dem Secretariat in der Universität, um meine Studentenkarte zu lösen, welche das Admittatur genannt ward und drei Lire kostete. Dieses Admittatur galt blos auf drei Monate.

„Nach Ablauf dieser Zeit," sagte der Secretair, „müssen Sie mir diese Karte von Ihren sämmtlichen Professoren signirt wiederbringen, nebst einem Zeugniß von Ihrem Beichtiger und einem von dem Rector Ihres Kirchspiels, daß Sie Ihren religiösen Pflichten treulich nachgekommen sind, und dann wollen wir sehen, ob wir Ihnen wieder eine geben können."

Ich habe schon gesagt, daß, der Erwartung der Reformatoren des öffentlichen Unterrichts ganz zuwider, die Anzahl der immatriculirten Namen niemals so groß gewesen war, wie dieses Jahr — ein Umstand, der die betreffenden Beamten zum Nachdenken bewog, so daß sie endlich zu dem Schlusse kamen, daß es den Staat in Gefahr bringen heiße, wenn man mehrere hundert junge Männer in einem und demselben Gebäude zusammenkommen ließe. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ward folgende Einrichtung getroffen: Die Vorlesungen durften nicht innerhalb der Mauern der Universität, sondern mußten in den Privatwohnungen der Professoren stattfinden. Auf diese Weise wurden gefährliche Versammlungen ver-

mieden, und die de jure geöffnete Universität blieb de facto geschlossen.

Diese Anordnung verursachte uns Studenten viel Unbequemlichkeit. Erstens wurden wir dadurch genöthigt, oft weite Strecken von dem einen Hause des Professors zu dem des andern zu traben, und zweitens hatte keiner dieser Herren so geräumige Zimmer, daß darin hundert und mehr Studenten auf einmal Platz gefunden hätten, weßhalb wir zusammengepfercht wurden, wie Neger in einem Sclavenschiffe, wobei überdies die Mehrzahl stehen mußte. In der heißen Jahreszeit ward dies unerträglich. Ich entsinne mich, daß einer der Professoren mit seinen Localitäten so beschränkt war, daß die Mehrzahl seiner Zuhörer auf der Treppe stehen mußte.

Den Professoren ward es zur strengsten Pflicht gemacht, beim Beginn jeder Vorlesung die Zuhörer mit Namen aufzurufen und die Abwesenden zu notiren. Hatte einer drei Mal gefehlt, so durfte der Professor seine Studentenkarte nicht signiren, was einen Verlust von drei Monaten zur Folge hatte. Man kann sich leicht denken, zu welchen Kriechereien auf der einen und Parteilichkeiten auf der andern Seite dieser verwünschte Namenaufruf Anlaß gab. Es war ein Damoklesschwert, welches fortwährend über unsern Häuptern hing und uns der Gnade der Professoren anheimgab; denn welcher Student konnte behaupten, daß er in drei Monaten nicht drei Mal eine

Minute nach dem Stundenschlage gekommen sei, und wer bedurfte nicht einiger Nachsicht? Der junge Mann von unabhängigem Charakter, der es verschmähete, zu Bitten seine Zuflucht zu nehmen, war nicht im Stande, das verhängnißvolle Kreuz vor seinem Namen verschwinden zu machen, während es bei einem Andern, der sich tief verneigte und den Demüthigen spielte, fast von selbst verlöschte.

Der Buchstabe war Alles, der Geist nichts. Der Student, welcher den Vorlesungen unausgesetzt beiwohnte, wenn er auch sonst nie ein Buch ansah, bei der einfachsten Frage stockte und sich in anderer Beziehung betrug wie er wollte, erfüllte den Buchstaben des Gesetzes; und dies war hinreichend. Ein gewissenhafter junger Mann dagegen, der sich nicht erniedrigte, ward, wenn er noch so fleißig und sittenrein war, bei der geringsten Uebertretung des Buchstaben des Gesetzes unbarmherzig in Strafe genommen. Man wollte Maschinen bilden, keine Menschen. Die Universität glich einer ungeheuern Presse, bestimmt, der heranwachsenden Generation alle Unabhängigkeit des Geistes, alle Würde, alle Selbstachtung auszuquetschen, und wenn ich die vielen edlen Charaktere betrachte, welche nichts desto weniger diesem Prokrustesbett entgangen sind, so kann ich nicht umhin, mit Stolz auf das gewaltige moralische Element zu blicken,

welches nothwendig in unserer vielgeschmäheten italienischen Natur liegen muß.

Ein wohlwollender Professor, der mit uns sympathisirte — und es gab deren einige — wagte nicht, seiner wohlwollenden Gesinnung so viel Raum zu geben, als er gewünscht hätte, denn er wußte, daß er eben so überwacht ward wie wir, und daß ein ungünstiger Bericht ihm seinen Lehrstuhl kosten könne. Die Professoren waren in gleicher Weise wie die Studenten der Spionage der Universitätsdiener, wie Pedelle, Thürhüter, Wächter u. s. w. unterworfen, da diese nur unter einer solchen Bedingung ihre Stellen bekommen hatten. Diese Elenden bemüheten sich fortwährend, Alles aufzuschnappen, was wir sprachen, worüber sie dann nach ihrer Weise rapportirten. Sie fühlten ihre Gewalt und machten davon Gebrauch, wie ungebildete Creaturen ihre Gewalt zu gebrauchen pflegen, nämlich dadurch, daß sie sich grob und unverschämt gegen uns zeigten. Ein Student, der sich vielleicht versucht fühlte, einen dieser Menschen an seine Stellung zu erinnern, ließ sich damit in ein gefahrvolles Unternehmen ein, denn was ein solcher Diener versicherte, ward von den Vorgesetzten allemal eher geglaubt, als die Aussage des Studenten.

Nichts konnte peinlicher sein, als meine ersten Schritte in dieser kleinen Welt von Gemeinheit, Chicane, Lug und Trug — nichts entmuthigender als meine all=

mählige Einweihung in einen Zustand der Dinge, gegen den sich meine bessere Natur empörte. Mit bezauberten Palästen, Prinzessinnen und romantischen Abenteuernhatte es nun vollständig ein Ende! Die Welt meiner Phantasie bröckelte Stück vor Stück zusammen, so wie die traurige Wirklichkeit mir näher rückte. Traurig und einförmig war diese erste Periode meiner Universitätszeit. Ich fühlte mich unglücklich und verlassen! Alfred war fort, und was Cäsar betraf, so sah ich ihn kaum bei Tische.

Da Cäsar Notar werden sollte, so ward er eine kurze Zeit bei einem solchen, der eine ausgedehnte Praxis hatte, untergebracht. Es war dies ein strenger, unfreundlicher, eigennütziger Mann, der ihm das Leben sehr sauer machte, indem er ihn mit Arbeit überhäufte und dafür rauh, ja geradezu grausam behandelte. Oft reichte der ganze Tag nicht für die Aufgabe aus, die er Cäsar gegeben, so daß dieser genöthigt war, sich vom Schlafe abzubrechen und einen großen Theil der Nacht mit Schreiben zuzubringen. Er war demnach auch unglücklich, und unser einziger Trost war, wenn wir einander unsere Leiden erzählen, unser Schicksal beklagen und unsere Peiniger verwünschen konnten. Die Aufregung des armen Cäsar streifte, wenn wir über diesen Punct sprachen, oft an Delirium. Aus Furcht, die rechte Stunde zu verschlafen und zu spät in's Bureau zu kommen, geschah es häufig,

daß er mitten in der Nacht aufstand und dann nicht wieder zu Bett ging.

Das, was am meisten an meinem Herzen nagte, war die mir auferlegte Pflicht, jeden Monat, und zwar an einem bestimmten Tage, zur Beichte zu gehen. Manchmal war ich nicht in der dafür wünschenswerthen Stimmung, und mein Gewissen bebte zurück vor dem Gedanken, mich unwürdig dem Beichtstuhle zu nähern, gegen welchen mir durch meine Erziehung die tiefste Ehrfurcht eingeflößt worden war. Zum Glück lernte ich einen würdigen Geistlichen kennen, der meine Bedenklichkeiten beschwichtigte. Es war ein alter Priester, der sich zu der jansenistischen Doctrin bekannte. Er besuchte sehr oft meine Mutter, und seine Unterhaltung, die ganz vorurtheilsfrei war, hatte einen günstigen Eindruck auf mich gemacht. Ich wählte ihn zu meinem Beichtiger und schüttete ihm mein Herz aus. Der gute Mann beruhigte mein Gewissen vollkommen.

„Beichten Sie," sagte er, „nur dann, wenn Sie sich in der dazu geeigneten Stimmung fühlen; finden Sie, daß Sie, wenn Sie zu mir kommen, diese Stimmung nicht besitzen, so wollen wir uns ein wenig mit einander unterhalten, was jedenfalls besser ist, als eine unwürdig vorgenommene Beichte, und ich werde Ihnen alle Zeugnisse ausstellen, deren Sie bedürfen."

Dieses Arrangement nahm mir eine ungeheure Last vom Herzen.

Ungefähr um diese Zeit traf ich, als ich eines Abends zeitiger als gewöhnlich nach Hause kam, meine Mutter in Thränen an. Sie wollte mir den Grund nicht sagen, aber es fiel mir plötzlich ein, daß sie nicht glücklich sei, und ich errieth, wer daran Schuld war. Diese Entdeckung machte mir die Bürde meines Unglücks nur noch schwerer. Ich liebte meine Mutter so zärtlich, daß ich es nicht ertragen konnte, sie unglücklich zu sehen.

In dieser Gemüthsverfassung machte ich die Bekanntschaft eines Mitstudenten, den ich schon lange kennen zu lernen gewünscht hatte. Diese Bekanntschaft reifte bald zu einer eben so intimen als schwärmerischen Freundschaft auf beiden Seiten, und dies war mir ein hoher Trost in meinen Leiden, der unaussprechlich süßen Balsam in die Wunden meines Herzens träufelte.

Fünftes Kapitel.

Wie ich mit Fantasio bekannt ward. – Cäsars Krankheit.

Die Gelegenheit, welche mich mit Fantasio, wie ich meinen Freund nennen will, bekannt machte, war folgende.

Ich befand mich an einem warmen Abende mit ungefähr zwölf andern jungen Leuten (Fantasio war nicht unter der Zahl) auf dem Wege nach der Acquasola, um dort die kühle Luft zu genießen. Es waren seit einiger Zeit einige neue Verschönerungen an diesem öffentlichen Spaziergange vorgenommen worden; man hatte neue Blumenbeete und Grasplätze angelegt und sie mit hölzernen Geländern umgeben, um sie vor Beschädigung zu sichern. Wir kamen in die Nähe dieses Platzes, und Einige von uns setzten sich auf eine Bank, Andere auf den Boden. Zufällig zog einer meiner Begleiter, durch die Hitze bewogen, seinen Rock aus und hing ihn auf das Geländer.

Wir plauderten lustig mit einander, als der Sergeant aus dem Wachthause der Acquasola im Vorübergehen in mehr als brutalem Tone verlangte, daß der Rock sofort wieder weggenommen werde. Es fragte sich, ob das Aufhängen des Rockes ein Verstoß gegen die Promenadenpolizei war; außer aller Frage aber war es, daß der Ton, in welchem diese Weisung gegeben ward, ein, gelind gesagt, höchst unanständiger war. Der Eigenthümer des Rockes gehorchte jedoch, indem er dem Sergeanten zugleich bemerklich machte, daß er sich wohl etwas höflicher hätte ausdrücken können. Der Soldat gab eine beleidigende Rückantwort und es begann ein Wortwechsel. Nach einigen Minuten ging der Sergeant jedoch fort, und die Sache hatte ein Ende — wenigstens dachten wir dies. Aber wir irrten uns. Kaum war eine Viertelstunde verstrichen, als der Sergeant zurückkam und mit wüthender Geberde schrie:

„Glauben Sie denn, ich solle mich vor Ihnen fürchten, weil Sie Studenten sind?"

Offenbar war er betrunken.

„Lassen Sie uns in Frieden!" sagte der junge Mann, dem der Rock gehörte, und an welchen der Sergeant herangetreten war. Die Worte waren nicht so bald ausgesprochen, als der Soldat ohne Weiteres seinen Säbel zog und damit auf den jungen Mann losging. Als wir dies sahen, sprangen wir Alle mit Blitzesschnelle auf und warfen uns auf den Wüthenden, nicht, um ihm etwas

zu Leide zu thun, sondern um ferneres Unheil zu verhüten. Der junge Mann hatte den Säbelhieb noch Zeit genug parirt und blos einen leichten Hautritz wegbekommen. Alles Dies war natürlich nicht ohne einige laute Worte abgegangen, und die durch den Lärm angelockten Vorübergehenden sammelten sich um uns und bildeten bald eine dichte Gruppe.

Der Soldat steckte den Säbel wieder in die Scheide und begann sich wieder nach dem Wachthause zu entfernen, indem er zugleich mit lauter Stimme schrie, wir wollten eine Revolution machen! Der Sergeant wußte recht wohl, daß er, wenn er einem Acte der rechtmäßigen Selbstvertheidigung den Anstrich eines politischen Complotts gäbe, sich mit leichter Mühe Straflosigkeit sichern und uns dagegen in einen schweren Verdacht bringen werde. Wir folgten ihm in großer Aufregung nach dem Wachthause, in der Absicht, uns bei dem jourhabenden Offizier zu beschweren, aber es war kein Offizier da und der Sergeant selbst Wachtcommandant. Wir entfernten uns daher wieder, nachdem wir ihm wiederholt zu verstehen gegeben, daß er noch von uns hören solle.

Den nächsten Tag beriethen wir uns und beschlossen, eine Klage bei dem Gouverneur der Stadt anzubringen und die Bestrafung des Sergeanten zu verlangen. Da ein Gesetz bestand, welches dem Militair unter Androhung schwerer Strafe das Ziehen der Waffe untersagte, so

zweifelten wir in unserer Einfalt nicht daran, bereitwillige Genugthuung zu erhalten. Aber war es wohl gerathen, zu Zehn oder Zwölfen hinzugehen? War es nicht vielleicht besser, eine Deputation zu wählen und diese mit Darlegung unserer Beschwerden zu beauftragen? Ueber diesen Punct waren die Meinungen getheilt, und Einer schlug vor, Fantasio zu Rathe zu ziehen, der ganz in der Nähe wohnte. Gesagt, gethan. Fantasio empfing uns sehr herzlich, theilte unsere Entrüstung, erklärte sich zu Gunsten der Deputation und erbot sich, mitzugehen — ein Anerbieten, welches mit großem Danke angenommen ward. Ich ward zum zweiten Deputirten gewählt, und der Dritte war der junge Mann, der durch die Brutalität des Sergeanten so schwer beleidigt worden. Wir gingen im Laufe des Tages vier Mal nach dem Palaste des Gouverneurs, ohne jedoch vorgelassen zu werden. Eine Art Secretair, der uns endlich fragte, was wir anzubringen hätten, und dem wir ohne Zögern die ganze Sache erzählten, bemerkte, daß unsere Beschwerde weniger vor Seine Excellenz, den Gouverneur, als vielmehr vor den Militaircommandanten der Stadt gehöre. Dieser war eine zweite militairische Autorität und hatte die Truppen der Garnison unter seinem speciellen Befehle. Er empfing uns stehend, und wiederholte während der fünf Minuten, welche unsere Audienz dauerte, mehrmals, „das Militair müsse respectirt werden, und wenn wir uns einbildeten,

daß wir in der Stadt zu befehlen hätten, so irrten wir uns gewaltig." Vergeblich erklärten wir, daß wir in diesem Puncte ganz seiner Meinung seien, davon aber jetzt nicht die Rede sei. Er hörte uns weiter nicht an, sondern drehete sich auf dem Absatze herum und ging fort.

Am folgenden Tage früh erhielt ich eine Vorladung von dem Director der Polizei, durch welche ich aufgefordert ward, um zwölf Uhr in seinem Bureau zu erscheinen. Ich eilte mit dieser Nachricht sogleich zu Fantasio, und fand, daß dieser eine ähnliche Notification erhalten hatte, eben so wie das dritte Mitglied der Deputation. Wir fanden uns pünctlich ein.

Nachdem wir lange im Vorzimmer gewartet hatten, wurden wir vor den Director gerufen, welcher damit anfing, daß er sagte, wir hätten es erstens seiner Mäßigung und zweitens dem geachteten Rufe unserer Familien zu verdanken, daß er uns vor sich fordern lasse, anstatt uns ohne Weiteres in's Gefängniß zu schicken.

Nach dieser Einleitung sagte er weiter, „die Behörden hätten mehr zu thun, als Klagen über eingebildete Beleidigungen anzuhören; es sei Zeit, hohe Zeit, daß dieser Unsinn aufhöre; die Studenten würden wohlthun, sich ruhig zu verhalten, und wir könnten, da er uns nun ein- für allemal gewarnt, wieder unserer Wege gehen."

Mit diesen Worten zeigte er uns die Thür.

„Aber —" hob Fantasio an.

„Ruhig!“ unterbrach ihn der Polizeidirector, „oder —“ hierbei ergriff er die auf dem Tische stehende Klingel — „oder ich lasse Sie augenblicklich einstecken.“

Dies war die Genugthuung, die wir erhielten. Vierundzwanzig Jahre später, als die Sachen sich in Piemont besser gestaltet hatten, theilte mir einer meiner Freunde, der bei der Polizei angestellt war, eine geheime Notiz mit, die an jenem Tage, wo ich vor dem Polizeidirector erscheinen mußte, eingetragen worden war. Sie lautete:

„Lorenzo Benoni, hitzköpfig, talentvoll, romantisch, zurückhaltend (dieses Wort war unterstrichen), wohl zu überwachen.“ Wahrscheinlich hatten sich meine beiden Collegen einer ähnlichen Charakteristik zu erfreuen gehabt.

Dieser Vorfall gab Anlaß zu dem ersten stürmischen Auftritt, der zwischen mir und meinem Vater stattgefunden hatte. Es war einige Stunden nach meiner Unterredung mit dem Polizeidirector, in Folge der ich mich natürlich auch nicht eben heiterer Laune befand, als mein Vater, der schon Alles wußte (denn er erfuhr stets was ich that), mich plötzlich fragte, warum ich mich zum Stadtgespräch gemacht hätte.

Ich stutzte und bat ihn um nähere Erklärung, wie er meine, daß ich mich zum Stadtgespräch gemacht.

„Nun, dadurch, daß Du den Don Quixote gespielt hast,“ sagte mein Vater; „was brauchtest Du Dich in

eine Sache zu mischen, die Dich für Deine Person nichts anging?"

Ich antwortete, daß ich, indem ich Zeugniß für einen beleidigten und mißhandelten Freund abgelegt, bloß der Vorschrift gemäß gehandelt hätte: „Was Ihr wollt, das Euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch," und daß ich nicht glaubte, deßwegen Tadel verdient zu haben. Mein Vater entgegnete, dies sei Alles sehr gut, aber das Ende davon sei, daß mein Erscheinen vor dem Polizeidirector mir immer als ein Makel ankleben werde, und dieser Umstand durchaus nicht geeignet sei, den guten Ruf eines jungen Mannes zu fördern — dies hätte ich wohl noch nicht überlegt.

Hierauf bemerkte ich, daß es doch unmöglich eine Schande sein könne, einmal vor der Polizei befragt worden zu sein, und übrigens könne ich doch nicht wohl für einen Schritt verantwortlich gemacht werden, den ich nur gezwungen und gegen meinen Willen gethan.

So gab ein Wort das andere, bis mein Vater mir endlich in gebieterischem Tone befahl, zu schweigen. Ich war ebenfalls gereizt, und konnte mich nicht enthalten, zu bemerken, daß dieses Argument allerdings ein sehr bequemes sei, eigentlich aber wohl dem ausschließlichen Gebrauche der Polizeidirectoren vorbehalten bleiben sollte.

Mein Vater sprang wüthend auf und kam auf mich zu. Ich glaubte, er hätte die Absicht, mich zu schlagen,

aber ich weiß es nicht gewiß; seine Geberde war allerdings eine drohende. Meine Mutter warf sich jedoch sofort zwischen uns und bat mich, das Zimmer zu verlassen, was ich auch sofort that.

Die Demüthigung, die wir Beide gemeinschaftlich erlitten, war die Veranlassung zu einer Gemeinsamkeit der Empfindungen zwischen Fantasio und mir, welche sehr bald den Grund zu einer innigen Freundschaft legte. Von welcher Art unsere Gesinnungen gegen den Stadtcommandanten und den Polizeidirector insbesondere, ebenso wie gegen den Gouverneur im Allgemeinen waren, das kann sich der Leser leicht denken. Noch war nicht ein Monat nach diesen Ereignissen verflossen, so hatten Fantasio und ich einander ewige Freundschaft im Leben und Tode geschworen, wodurch auch ein näherer Verkehr zwischen den beiden Familien herbeigeführt ward. Jeden Morgen ging ich nach Fantasio's Hause, und jeden Abend kam Fantasio in das unsere. Meine Mutter und meine Brüder, ganz besonders Cäsar, waren entzückt von ihm, und er war auch in der That der liebenswürdigste junge Mann, den ich jemals kennen gelernt.

Fantasio war ein Jahr älter als ich. Er hatte einen schöngeformten Kopf, eine hervorragende breite Stirn und kohlschwarze Augen, die zuweilen Blitze schossen.

Sein Teint war hellbraun, und sein auffallend schönes Gesicht war, so zu sagen, in eine Fülle schwarzen

Haares eingerahmt, welches er ziemlich lang trug. Der Ausdruck seiner ernsten, ja fast strengen Züge ward durch ein sehr anmuthiges Lächeln gemildert, welches zuweilen den Ausdruck einer gewissen Schalkhaftigkeit trug und eine vollströmende komische Ader verrieth. Er sprach gut und fließend, und wenn er sich für einen Gegenstand erwärmte, so lag in seinen Augen, seinen Geberden, seiner Stimme und seiner ganzen Haltung etwas unwiderstehlich Bezauberndes.

Sein Leben war ein Leben der Zurückgezogenheit und des Studiums; die Vergnügungen, welchen sonst junge Leute seines Alters nachzujagen pflegen, hatten keinen Reiz für ihn. Seine Bibliothek, seine Cigarre, sein Kaffee, und dann und wann ein Spaziergang, aber selten bei Tage und stets an einsamen Orten, am häufigsten des Abends und bei Mondschein — dies waren seine einzigen Vergnügungen. Sein sittliches Verhalten war untadelhaft, sein Gespräch rein und keusch. Wenn irgend einer der Jugendgenossen, in deren Gesellschaft er sich dann und wann befand, ein zweideutiges oder unanständiges Wort fallen ließ, so verschloß ihm Fantasio allemal sofort den Mund, und zwar durch irgend eine ganz kurze Bemerkung, welche niemals ihre Wirkung verfehlte. So groß war der Einfluß, den die Reinheit seines Lebens und seine unbestrittene Ueberlegenheit ihm verliehen.

Fantasio war in der Geschichte und Literatur nicht

nur seines Vaterlandes, sondern auch fremder Länder ungemein bewandert. Shakespeare, Byron, Göthe, Schiller waren ihm eben so genau bekannt, wie Dante und Alfieri. Schlank und hager von Körperbau, besaß er einen unermüdlich thätigen Geist; er schrieb viel und gut, sowohl in Prosa als in Versen, und es gab kaum ein Thema, das er nicht versucht hätte — historische Abhandlungen, literarische Kritiken, Trauerspiele u. s. w. u. s. w. Er war ein leidenschaftlicher Verehrer der Freiheit unter jeder Gestalt, und es lebte in ihm ein unbezähmbarer Geist der Empörung gegen Tyrannei und Druck jeder Art. Wohlwollend, theilnehmend und großmüthig, versagte er Niemandem seinen Rath oder seinen thätigen Beistand, und seine reich ausgestattete Bibliothek stand ebenso wie seine wohlgefüllte Börse stets seinen Freunden zu Befehl. Vielleicht liebte er es ein wenig zu sehr, seine glänzenden dialectischen Talente auf Kosten des gesunden Verstandes zu entfalten, indem er dann und wann die seltsamsten Widersprüche vertheidigte und durchzuführen suchte. Vielleicht lag ein leichter Anflug von Affectation in seiner unabänderlich schwarzen Kleidung, und sein Abscheu vor sichtbaren Hemdkragen war etwas übertrieben, aber im Ganzen genommen war er ein edler und herrlicher Jüngling.

Ihm verdanke ich es, daß ich Dante wirklich gelesen und genossen habe. Oft schon, ehe ich Fantasio kennen gelernt, hatte ich die Divina Commedia mit dem festen

Entschlusse zur Hand genommen, sie von Anfang bis zu Ende durchzulesen, aber bald schreckten mich die Schwierigkeiten zurück; ich gab mein Vorhaben wieder auf, und begnügte mich mit der Lectüre jener Stellen dieses großen Gedichtes, welche am meisten bekannt, und deren Schönheiten volksthümlich geworden sind; mit Einem Worte, ich hatte mich bis jetzt durch Dante nur zu amüsiren gesucht. Fantasio dagegen lehrte mich in diesem Dichter Belehrung und Veredlung suchen. Ich trank nun in vollen Zügen aus dieser Quelle weiser und herrlicher Gedanken, und von dieser Zeit an ward der Name Italien, der so oft in diesem Buche wiederkehrt, mir heilig, so daß mir allemal das Herz höher schlug, wenn ich ihn las. Die schwierigsten und dunkelsten Stellen lasen wir gemeinschaftlich. Fantasio's Erklärungen waren mehr glänzend als gelehrt, aber ich stand damals in einem Alter, wo das Glänzende unwiderstehlich anzieht und alles Andere ersetzt.

Zu jener Zeit war der Krieg zwischen den klassischen und den romantischen Schulen am hitzigsten; die Dinte floß in Strömen. Da die Leidenschaften sich auf dem ihnen verschlossenen Boden der Politik nicht austoben konnten, so kämpften sie in den Schranken der Literatur mit einander. Die Klassiker waren die Conservativen in der Wissenschaft, die Vorkämpfer der Autorität, welche bei Aristoteles und Horaz schworen, außer deren Kirche

kein Heil zu finden war. Die Nachahmung der Alten war ihr Glaubensbekenntniß. Die romantische Schule war die der Liberalen in der Literatur, der Feinde der Autorität. Von Aristoteles und seinen Einheiten mochten sie nichts hören. Ihrer Meinung zufolge kannte das Genie keinen Gesetzgeber als sich selbst, Nachahmung war nichts weiter als Unfähigkeit; die Natur war die einzige und ewige Quelle des Lebendigen und des Schönen. Von der Literatur hatte sich der Impuls der Neuerung und Reformen auch auf die Kunst übergepflanzt. Rossini in der Musik, Hayes und Migliara in der Malerei hatten neue Richtungen eingeschlagen. Manzoni, das verkannte Haupt der romantischen Schule der Literatur, hatte soeben seine Promessi Sposi herausgegeben. Die Journale beider Parteien warfen sich mit einer Art Wuth über dieses Buch her, indem einige es bis in den Himmel erhoben, andere es dagegen so tief als möglich herabzuziehen suchten. Der Meinung der Erstern nach war Manzoni ein Halbgott, nach dem aber, was die Letztern sagten, kaum ein Mensch.

Fantasio's Wahl konnte in dieser Sache nicht lange zweifelhaft sein. Er schlug sich zur romantischen Schule mit dem ganzen Feuer und Eifer, der in ihm lebte. In einem zu Florenz erscheinenden, von der romantischen Partei herausgegebenen Journale erschien von ihm eine Reihe geistvoller Artikel, in welchen er die revolutionärsten

Theorieen in Beziehung auf Kunst entwickelte. Wir schenkten ihm enthusiastischen Beifall, und wurden, dem Beispiele unseres jungen Anführers folgend, heftige Shakespeareaner, Manzonianer, Rossinisten und Migliaristen. Fantasio entwarf mit der ihm eigenthümlichen fieberhaften Thätigkeit sofort den Plan zu einem literarischen Journal, welches er redigiren wollte, und an welchem ich mitarbeiten sollte. Es stellte sich jedoch, ich weiß nicht mehr welche Schwierigkeit dem Unternehmen in den Weg, und die Verwirklichung dieses Planes ward demnach aufgegeben.

Gegen das Ende des ersten Jahres meiner legalen Studien kamen die Dinge in Bezug auf meinen Bruder Cäsar zu einer plötzlichen Krisis. Eines Abends, nachdem er den ganzen Tag lang über seine Kräfte gearbeitet, schickte er sich an, nach Hause zu gehen, als sein Arbeitgeber ihm einige Schriften vorlegte, von welchen, wie er sagte, eine sofortige Abschrift gebraucht würde, die sonach während der Nacht gefertigt werden müßte. Cäsar war unwohl und lehnte diese Extraarbeit ab, indem er erklärte, er sei krank. Sein Prinzipal beharrte jedoch auf seinem Verlangen und meinte, diese Weigerung habe ihren Grund nicht in Krankheit, sondern in Faulheit. Cäsar, der sich nur mit Mühe zu beherrschen vermochte, antwortete, er glaube, seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er am Tage arbeite, und die Nacht sei zum Schlafe bestimmt. Der

Notar ward ganz wüthend über diese Bemerkung und nannte meinen Bruder einen faulen Hungerleider.

Cäsar, den dies natürlich nicht wenig erbitterte, entgegnete:

„Wenn ich jemals meinen Fuß wieder in Ihr Bureau setze, so erlaube ich Ihnen, mich einen Faullenzer und Hungerleider zu nennen und mich mit Fußtritten hinauszuwerfen.“

Nachdem er dies gesagt, setzte er seinen Hut auf und ging fort.

Am nächsten Tage verrieth uns die Miene meines Vaters, welche mürrischer als gewöhnlich war, daß er Alles wußte. Es dauerte auch nicht lange, so begann er von der Sache zu sprechen und machte Cäsar bemerklich, daß er sich nächsten Tag bei seinem Prinzipal entschuldige und Abbitte thue. Dieses Ansinnen wies mein Bruder mit der größten Entrüstung zurück.

„Ich soll diesem rohen Menschen Abbitte thun? und weßhalb? Weil er mich beleidigt hat? Nimmermehr! Eher ließe ich mich in Stücken reißen!“

„Du thust, was ich Dir befehle, oder verläßest binnen vier und zwanzig Stunden mein Haus!“ donnerte mein Vater.

„Diesen Augenblick noch, wenn Du es verlangst, denn zu einer solchen Niederträchtigkeit verstehe ich mich niemals.“

Es folgte ein furchtbarer Auftritt. Mein Vater war außer sich vor Zorn, und Cäsar schien ebenfalls alle Besinnung verloren zu haben. Wir mußten ihn fast mit Gewalt aus dem Zimmer entfernen. Am Abend klagte er über Frost und ging zeitig zu Bette. Ich bemerkte einen ungewöhnlich rothen Flecken auf seiner Wange und daß seine Augen heller und weiter waren als gewöhnlich.

„Ach, wenn ich nur weinen könnte, welch eine Erleichterung würde mir das sein!“ sagte er mehrmals zu mir.

Mein Vater kam zur gewohnten Stunde nach Hause und das Abendessen war aufgetragen.

„Wo ist Cäsar, daß ich ihn nicht auf seinem Platze sehe?“ fragte er meine Mutter.

„Cäsar ist zu Bett gegangen, weil er das Fieber hat,“ antwortete meine Mutter.

„Das ist ja ein recht gelegen kommendes Fieber,“ entgegnete mein Vater in bitterem Tone; „wenn Ihr vielleicht eine Komödie spielen wollt, so muß ich Euch sagen, daß Ihr damit bei mir nicht fortkommt. Auf diese Weise lasse ich mich nicht übertölpeln.“

Meine Mutter sagte kein Wort, aber sie warf ihm einen Blick zu — einen Blick, den ich bis an's Ende meines Lebens nicht vergessen werde. Mein Vater vermochte diesen Blick nicht zu ertragen, denn er senkte den seinen zu Boden. Das Abendessen ging unter gänzlichem

Schweigen vorüber, und mein Vater zog sich unmittelbar darauf in sein Zimmer zurück.

Als wir wieder zu Cäsar kamen, fanden wir, daß er phantasirte.

„Ich kann unmöglich diese Abschrift noch heute Nacht schaffen," rief er, als er mich in sein Zimmer treten sah. „Mein Kopf hält es nicht aus. Geh, geh, und sage Signor Marco, daß ich nicht kann."

Man denke sich den Schrecken und die Angst meiner Mutter. Ich ging allerdings fort, wie der arme Cäsar verlangte, aber um unsern Hausarzt zu holen, den ich auch mitbrachte. Er verordnete einen reichlichen Aderlaß und Ansetzen von vier und zwanzig Blutegeln, wenn zwei Stunden nach dem Aderlaß das Delirium sich noch nicht gelegt hätte. Wir schickten demzufolge nach einem Wundarzte, der dem Kranken eine Ader öffnete, und da das Delirium immer noch anhielt, so wurden während der Nacht Blutegel gesetzt. Die Krankheitssymptome hatten sich, als der Arzt früh am nächsten Morgen wiederkam, eher verschlimmert als verbessert. Er verlangte eine Consultation, welche stattfand, und in welcher beschlossen ward, daß mit dem Aderlaß fortgefahren werden solle. Man ließ hierauf Cäsar zum dritten Male zur Ader und Nachmittags noch einmal. Hierauf genoß der Patient ein wenig Ruhe. Die Krankheit meines Bruders war eine gefährliche Hirnentzündung.

Fünf Tage und fünf Nächte lang hing Cäsars Leben an einem Haare. Mit Ausnahme einiger weniger Unterbrechungen war sein Zustand fortwährendes Delirium. Eine einzige fixe Idee verfolgte ihn: die Aufgabe, die er nicht zu erfüllen im Stande war und der Zorn seines Prinzipals, weil er die Arbeit nicht geliefert hatte. Ich hatte mir eine Matratze am Fuße seines Bettes auf die Diele gelegt und streckte mich von Zeit zu Zeit darauf, wenn mich meine Füße nicht mehr tragen wollten. Ich hatte noch niemals einen gefährlich Kranken gesehen, und die düstere Phantasmagorie eines Krankenzimmers, mit den zugezogenen Gardinen, dem gedämpften Lichte, den geflüsterten Fragen, der erschreckenden Unbeweglichkeit des Patienten und seinen noch beunruhigenderen plötzlichen krampfhaften Bewegungen — alles Dies war mir etwas Neues und Furchtbares. Wer noch niemals am Bette einer dem Rande des Grabes nahe gerückten theuern Person gewacht hat, weiß nicht, was Leiden heißt.

So hatte ich fortwährend in Hoffnung und Angst geschwebt, als am Morgen des sechsten Tages der Arzt nach seinem gewöhnlichen Besuche den Kopf schüttelte und den Rath gab, dem Patienten die letzten Sacramente reichen zu lassen. Dies war ein Todesurtheil. Sterben! er, mein Cäsar, mein Bruder und geliebter Freund, er, der noch vor einer Woche voll Leben und Gesundheit war! Es war unmöglich — dies konnte nicht Gottes

Wille sein! Was sollte ohne Cäsar aus mir werden! Ich glaubte, ich hätte den bittern Kelch der Angst bereits geleert, während er mir doch eigentlich jetzt erst gereicht ward. Was, Cäsar sollte sterben, und der Himmel war so blau wie immer, die Sonne schien hell, die Vögel zwitscherten lustig auf dem Dache, die ganze Natur prangte in ihrem heitersten Schmucke! Das konnte nicht sein.

Zwei lange Reihen Leute mit brennenden Kerzen füllten das Zimmer und knieten Psalmen singend nieder. Der Priester in seinem Meßgewand trat an das Bett und reichte dem Sterbenden die geheiligte Hostie; Alle entfernten sich leise, das Zimmer war leer und man hörte nichts, als das Ticken der Uhr. War dies Wirklichkeit oder Traum? Mein Herz drohete zu bersten — Gott sei gepriesen, er schenkte mir den Trost der Thränen! Ich stürzte in das Nebenzimmer, verbarg mein Gesicht in die Kissen des Sopha's und weinte bitterlich.

Cäsar verbrachte diesen ganzen Tag in vollständiger Unbeweglichkeit; man hätte ihn schon für eine Leiche halten können. Sein Athem war unbemerkbar und trübte kaum den Spiegel, den wir ihm von Zeit zu Zeit vor den Mund hielten. Spät am Abend verlangte er mit fast unhörbarer Stimme „zu trinken.“ Diese zwei Worte ließen alle unsere Hoffnungen wieder aufleben. Wir ließen sofort den Arzt rufen, welcher den Patienten unter-

suchte und hierauf erklärte, daß eine kleine Besserung eingetreten sei.

„Die Natur ist ein großer Arzt," sagte der alte Practikus; „wenn dieser Zustand diese Nacht bleibt, so ist Cäsar gerettet."

Meine Mutter warf sich in dem Uebermaße ihrer Dankbarkeit zu den Füßen des alten Mannes und benetzte seine Hände mit ihren Thränen. In diesem Augenblicke bedauerte ich, daß ich nicht das Fach der Heilkunde zu meinem Studium gewählt.

Die Nacht verging in der That ruhig, und am Morgen war das Delirium gänzlich verschwunden; die Ermattung des Patienten aber war so groß, daß er zwei ganze Tage lang weder sprechen noch sich rühren konnte. Seine Genesung erfolgte langsam, aber ohne einen Rückfall. Vier Wochen nach dem Tage, wo er sich gelegt, stand Cäsar zum ersten Male wieder auf und konnte, auf den Arm meiner Mutter gestützt, ein wenig im Zimmer umhergehen. Sobald er die Bewegung einer Sänfte vertragen konnte, brachte ihn meine Mutter auf's Land, wohin ich ihnen am Schlusse des Semesters nachreis'te. Zu meiner großen Freude fand ich meinen Bruder fast ganz wieder hergestellt.

Mein Vater bereuete die harten Worte, die er am ersten Abend von Cäsars Krankheit gesprochen und welche meine Mutter auf's Tiefste verletzt hatten, sicherlich von

ganzem Herzen. Er kam mehrmals den Tag über, und setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, an Cäsars Bett; da er aber den peinlichen Eindruck bemerkte, den seine Gegenwart auf den Kranken äußerte, so beschränkte er sich darauf, an die Thür zu kommen und von Zeit zu Zeit nachzufragen.

Was den Zwist zwischen Cäsar und seinem Prinzipal betraf, so beobachtete er absolutes Schweigen, nach Ablauf der Ferien aber fragte er Cäsar, was er nun vorzunehmen gedenke. Mein Bruder antwortete, er wünsche Medizin zu studiren, was ihm auch bewilligt ward. Er schaffte demgemäß die erforderlichen Zeugnisse und ward ohne Schwierigkeit immatriculirt. Was mich betraf, so verlangte ich ebenfalls die Erneuerung meiner Karte, und am ersten Tage des Wiederbeginns der Vorlesungen gingen Cäsar und ich Arm in Arm zur Universität.

Sechstes Kapitel.

Ein unerwarteter Schlag. — Mein Vater wird sehr zornig und befiehlt mir, mich zu rühren.

Dieses Jahr ward die Universität wirklich und wahrhaft geöffnet. Die Professoren, welchen das Abhalten der Vorlesungen in ihren Privatwohnungen große Unbequemlichkeit verursachte, hatten deßhalb bei dem Provinzialdepartement des öffentlichen Unterrichts Vorstellungen gemacht, und dieses hatte wiederum an die Regierungscommission für die Reform des öffentlichen Unterrichts zu Turin Bericht erstattet, welche Oberbehörde nach reiflicher Ueberlegung sich entschlossen hatte, die gewünschte Aenderung vor sich gehen und es auf die Gefahren ankommen zu lassen, welche durch das Beisammensein einiger hundert Studenten auf einige Stunden täglich in einem und demselben Gebäude dem Königreiche erwachsen konnten. Von dieser Zeit an also wurden die Vorlesungen wirklich in der Universität abgehalten.

Diese Aenderung, welche uns sehr erfreute, zog jedoch auch eine zweite nach sich, die uns weniger angenehm war, nämlich die Wiedereinführung der sogenannten Congregazione, das heißt, des gemeinschaftlichen Anhörens der Messe an allen Sonn- und Feiertagen. Mit dieser Congregazione zugleich ward auch das Amt eines Prefetto der Congregazione erneuert — natürlich eines Priesters, dessen Aufgabe war, sich von der Anwesenheit sämmtlicher Studenten in der Kirche zu überzeugen. Man hatte zu diesem Zwecke folgendes Verfahren ausgesonnen:

An der Wand hingen mehrere hölzerne Rahmen. Jede Facultät — Jurisprudenz, Medicin, Theologie u. s. w. — hatte einen oder mehrere Rahmen, in welchen lange Reihen beweglicher Pflöcke staken, auf welchen die Namen der Studenten geschrieben standen. Jeder Student erklärte, wenn er in die Congregazione trat, welcher Facultät er angehöre, und nannte seinen Namen, worauf dann der Prefetto oder ein Stellvertreter den mit diesem Namen beschriebenen Pflock herauszog. Nach den steckengebliebenen Pflöcken war es dann leicht, die Namen der Ausgebliebenen zu notiren. Die Signatur des Prefetto der Congregazione war zur Erneuerung des Admittatur nothwendig, und wer in den zwei Monaten gefehlt hatte, verlor sein Recht darauf.

Das Gebet ist allerdings etwas Gutes, und gemeinschaftliches Gebet eine heilige Pflicht, aber da nicht

alle Gemüther zu einer und derselben Zeit in der dazu erforderlichen Stimmung sich befinden, so sollte die Erfüllung dieser Pflicht dem freien Willen eines jeden Einzelnen anheim gegeben werden. Ich wenigstens gestehe, daß ich mir ein erzwungenes Gebet gar nicht denken kann.

Diese Ansicht ward, sie mag nun richtig oder unrichtig sein, von der Mehrzahl der Studenten getheilt, welche diese neue Maßregel mit dem entschiedensten Unmuth aufnahmen. Es kamen anfangs sogar gewisse kleine Ungebührlichkeiten vor, welche die allgemeine Unzufriedenheit ausdrückten. Zuweilen schien die ganze Versammlung von plötzlicher Stummheit befallen worden zu sein und kein Einziger gab die Responsen; manchmal dagegen erfolgten diese mit einem solchen Aufwand von Lungenkraft, daß die Fenster davon erbebten. Zuweilen stellte sich während der Predigt ein allgemeines Niesen oder Husten ein, welches die Stimme des Predigers übertäubte. Ueberdies nahm diese Andachtsübung fast kein Ende, denn sie fand täglich zwei Mal, Morgens und Abends, statt. Da der Sonntag der einzige Feiertag in der Woche war, so betrauerten wir den Verlust unserer Freiheit auf's Innigste. In der kalten Jahreszeit war dieser Verlust schon hart genug; aber als es nun wieder Frühling und Sommer ward und das schöne Wetter in's Freie hinauslockte, ward die Fessel, die uns an das düstere Ge-

bäude band, doppelt lästig und verhaßt. Am schlimmsten war es während der Zeit der großen Hitze und längsten Tage. Dann ward die Congregazione, besonders nach Tische, geradezu unerträglich. Wir mußten, nachdem wir schnell unsere Mahlzeit eingenommen, um drei Uhr Nachmittags, gerade zur heißesten Stunde des Tages, nach der Universität traben, und kamen um fünf Uhr wieder auf die Straße heraus, wo wir nun noch vier Stunden Tageslicht vor uns hatten. Wir wußten dann nicht, was wir mit uns anfangen sollten. Von einem Spaziergange zum Vergnügen konnte bei der furchtbaren Hitze nicht die Rede sein, und wieder nach Hause zu gehen war auch nichts Kleines, denn die Universität stand ganz abgelegen, weit von dem Mittelpunkte der Stadt, wo die Mehrzahl der Studenten wohnte. Es blieb uns nichts weiter übrig, als in ein Café zu gehen und den Abend abzuwarten.

Was mich und meinen Bruder Cäsar betr..f, so war diese Unbequemlichkeit, die ich gleichwohl nicht unerwähnt lassen wollte, für uns nicht vorhanden. Nicht sobald war die Congregazione vorüber, so gingen wir mit Fantasio in dessen Haus und verbrachten hier die heißesten Stunden des Nachmittags. Fantasio wohnte in der Nähe der Piazza der Acquaverde, nicht weit vom Palaste der Universität, in einem auf einer Anhöhe liegenden Hause, von welchem man eine weite Aussicht über die Stadt und das

darüber hinaus liegende Meer hatte. Fantasio's Wohnung bestand aus einem Zimmer mit einem Alkoven und einem kleinen Besuchzimmer mit einem Balkon, auf welchem wir zu sitzen pflegten, wenn die Sonne weg war. Hier ließen wir uns von dem frischen Lufthauche anfächeln und rauchten unsere Cigarren.

Ziemlich zwei Dritttheile dieses meines zweiten Universitätsjahres vergingen sehr ruhig und friedlich. Die einzige kleine Schwierigkeit, auf die ich stieß, hatte ich mit dem Prefetto der Congregazione. Es war ein an und für sich so geringfügiger Umstand, daß ich denselben kaum erwähnt haben würde; da er aber einen Theil eines bestimmten Systems ausmachte und eine gute Probe von der Art und Weise gibt, auf welche unsere Vorgesetzten uns behandelten, so glaube ich, es wird nicht unpassend sein, wenn ich ihn erzähle.

Ich ging eines Tags zu diesem Prefetto, um mir meine Karte signiren zu lassen. Der Prefetto wohnte in dem Universitätspalaste ganz oben, und man hatte wenigstens hundert Stufen zu steigen, um in seine Wohnung zu gelangen.

Er kam selbst, mit dem Brevier in der Hand, um die Thür zu öffnen.

„Was wünschen Sie?"

„Ich bitte um Entschuldigung; würden Sie wohl die Güte haben, mir meine Karte zu signiren?"

„Jetzt kann ich nicht, ich repetire mein Brevier.“

Das Repetiren des Breviers ist, wie ein Jeder weiß, eine Beschäftigung, in welcher kein Priester das mindeste Bedenken trägt, sich oder Andere funfzig Mal hinter einander zu unterbrechen. Ich wußte das aus eigener Erfahrung, denn ich hatte von meinem Onkel, dem Canonicus, zwischen einem Verse des Breviers und dem nächsten manchen schönen Klaps bekommen.

„Es wird ja nur einen Augenblick Zeit in Anspruch nehmen,“ sagte ich.

„Aber ich sage Ihnen, ich kann nicht,“ entgegnete der Prefetto.

Ich wiederholte meine Bitte, und der Prefetto, ein sehr reizbarer, milzsüchtiger Mann, ward nun ärgerlich und sagte:

„Nun sollen Sie meine Signatur gar nicht bekommen, weder jetzt, noch später.“

Und er hielt Wort. Alle meine Bitten und Vorstellungen waren vergebens, und wenn sich nicht mein Beichtvater eingemischt und mir die unumgänglich nöthige Signatur ausgewirkt hätte, so würde ich sie bis auf den heutigen Tag noch nicht bekommen haben.

Mit Ausnahme dieses kleinen ärgerlichen Vorfalls ging Alles, wie ich schon gesagt habe, ganz gut, als ich plötzlich eines Morgens — es war der erste Dienstag im Juni, und ich weiß es noch, als ob es gestern wäre —

sehr früh, während ich noch im Bette lag, durch lautes Pochen an meiner Thür geweckt ward. Es sei Jemand da, sagte die alte Caterina, der nach mir frage und einen Brief an mich abzugeben habe. Ich befahl ihr, mir den Brief heraufzubringen, sie brachte ihn aber nicht, sondern sagte, der Ueberbringer habe Auftrag, mir ihn nur in meine eigenen Hände zu überreichen. Ich zog mich schnell an und eilte hinunter, um zu sehen, wer es wäre. Ich erkannte sofort einen Boten der Universität, einen sehr jungen Mann, der ziemlich artig zu sein schien. Er bat mich, die mir verursachte Störung zu entschuldigen, indem er sich auf die ihm ertheilte strenge Instruction bezog und händigte mir einen Brief ein.

„Was betrifft dieser Brief?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete der Bote; „ich kann Ihnen weiter nichts sagen, als daß ich noch vier Briefe ebenfalls an die betreffenden Herren abzugeben habe.“

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Ich betrachtete den Brief von außen; er war sehr groß und sehr schmutzig und trug das Siegel der Universität. In einer Ecke standen die Worte: „Persönlich zu überreichen,“ und durch das Papier hindurch sah ich das Wort „Secretariat“ mit gedruckten Buchstaben. Eine bange Ahnung stieg in mir auf. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Secretariat der k. Universität Genua.

„Geehrter Herr. — Das hohe Provinzialdepartement des öffentlichen Unterrichts hat in seiner Sitzung vom — (den Tag zuvor) beschlossen, daß Sie für die Zeit eines Studienjahres, das heißt, neun Monate lang von den Vorlesungen der k. Universität ausgeschlossen werden sollen.

„Damit Sie hiervon nicht ununterrichtet bleiben, und in Gemäßheit der Befehle, die ich erhalten, habe ich die Ehre, Sie durch Gegenwärtiges, welches Ihnen in Ihre Hände überreicht werden wird, davon in Kenntniß zu setzen.

„Der Secretair der k. Universität Genua."

„Illustrissimo Padrone Colendissimo Signor Lorenzo Benoni, Student der Rechte."

Ein Notabene erklärte mir noch ausführlich, daß die drei Monate Ferien, welche eben bevorstanden, bei diesen neun Monaten nicht mitgezählt wären, und daß der Zutritt zu den Vorlesungen mir nicht eher, als bis den ersten Montag des Juni im folgenden Jahre wieder offen stehen würde.

Ich war wie vom Donner gerührt. Was für ein schändlicher Streich war das? Um ein Jahr sollte ich gebracht werden, und weßhalb? Ich rieb mir die Augen und hoffte, aus einem bösen Traume zu erwachen. Ich betrachtete wiederholt die Adresse des Briefs, um mich zu

überzeugen, daß kein Irrthum vorgegangen sei. Es war richtig mein Name und mein Taufname, der Name der Straße und die Nummer des Hauses, in welchem ich wohnte. Welches Verbrechen hatte ich denn, ohne es zu wissen, begangen? Allerdings hatte ich eine kleine Sünde, über welche ich mich sogleich näher aussprechen werde, auf dem Gewissen, die mir aber, auch wenn sie an den Tag kam, höchstens einen Verweis hätte zuziehen können. Ich wußte bei mir selbst, daß dies nicht möglich war, denn eine nur zu lange Erfahrung hatte mich gelehrt, daß eine Ungerechtigkeit, selbst wenn sie eingestanden wird, niemals wieder gut gemacht werden kann. Die menschliche Natur ist aber einmal so, und wir geben uns nur zu leicht trügerischen Hoffnungen hin, um ein Unglück leichter ertragen zu können.

Es war noch früh am Tage und der Secretair noch nicht auf seinem Posten. Ich erwartete ihn auf der Straße, um ihn nicht zu verfehlen. Endlich erschien er, und ich ging auf ihn zu und bat mit erheuchelter Ruhe, welche aber das Zittern meiner Stimme Lügen strafte, mir mitzutheilen, für welches Vergehen ich durch den Verlust eines ganzen Jahres gestraft worden sei.

„Das weiß Niemand besser, als Sie selbst," antwortete der Secretair kurz und ging weiter. Aber damit begnügte ich mich natürlich nicht, sondern folgte ihm auf dem Fuße nach.

„Ich kann beschwören, daß ich von einem Vergehen meinerseits nicht das Mindeste weiß. Wenn man mich straft, so wird man mir auch wenigstens sagen können, was ich verschuldet habe. Der größte Missethäter von der Welt hat das Recht, zu wissen, warum er gehängt wird. Die Ursachen meiner Verurtheilung sind ohne Zweifel in das Protokoll der vorgestrigen Sitzung des Departements aufgenommen worden. Dieses Protokoll verlange ich zu sehen, und Sie werden mir meine Bitte nicht abschlagen."

Aber von einer solchen Vergünstigung war keine Rede; die Sitzungen der Commission waren geheim, und eine Mittheilung der Protokolle wäre eine grobe Pflichtverletzung gewesen. Mit dieser und einigen andern ähnlichen Bemerkungen schlug mir der Secretair die Thür seines Bureaus, bis wohin ich ihm gefolgt war, vor der Nase zu.

Ich eilte in einem Zustande von Aufregung, der sich eher denken als beschreiben läßt, die Treppe der Universität hinunter, als ich plötzlich einem meiner Mitstudenten begegnete.

„Was fehlt Dir denn?" sagte er; „Du bist ja ganz außer Dir?"

„Ich habe auch allen Grund dazu; ich bin auf ein Jahr relegirt und weiß nicht warum."

„Es hätte Euch noch schlimmer ergehen können,"

entgegnete er, und nannte noch einige andere, die eben so wie ich auf ein Jahr relegirt waren. „Es ist die Geschichte vom vorigen Sonntag."

Bei diesen Worten ging mir ein Licht auf.

Es hatten nämlich am vergangenen Sonntage wieder einmal bedeutende Ruhestörungen in der Congregazione stattgefunden, und ich war das Opfer einer falschen Anklage, oder die Commission hatte, weil sie nicht im Stande gewesen war, die wirklichen Uebelthäter ausfindig zu machen, ihre Schläge auf's Gerathewohl ausgetheilt. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß ich einer dieser Sündenböcke war.

Der Gottesdienst in der Universitätscapelle war am Sonntage vorher durch einen sonderbaren Vorfall unterbrochen worden. Gerade mitten unter der Messe hatte sich um den Hauptaltar und den Chor herum ein so unerträglicher Gestank verbreitet, daß der amtirende Priester sich genöthigt gesehen hatte, das heilige Werk zu unterbrechen und sich in die Sacristei zu flüchten. Bei näherer Untersuchung fand man hinter dem Hauptaltar eine Quantität Gaggiasaamen, der gekaut und an mehreren Stellen umhergestreut worden war. Gaggia ist der Name eines zum Akaziengeschlechte gehörigen Strauchs (mimosa farnesiana), der eine kleine, behaarte, kugelähnliche gelbe Blume trägt, welche ungewöhnlich stark riecht. Der Saame derselben läßt, wenn er gekaut und in einem ge-

schlossenen Raume liegen gelassen wird, nach einiger Zeit einen höchst schädlichen und unerträglichen Geruch ausströmen.

Das Aufsehen und die Entrüstung, welche dieser Frevel hervorrief, war so groß, daß Signor Merlini, der, wie gewöhnlich, für diesen Monat fungirender Secretair war, sich dadurch veranlaßt fand, die ganze Commission zusammenzurufen — was nur in höchst seltenen Fällen geschah. Auf welche Erkundigung hin diese Herren die erwähnten Strafen gegen mehrere Studenten ausgesprochen hatten, kann ich nicht sagen, aber so viel weiß ich, daß sie, was mich betraf, sich vollständig irrten, denn an jenem verhängnißvollen Sonntage hatte ich der Congregation gar nicht beigewohnt.

Die vorhin beschriebenen Vorsichtsmaßregeln, deren Zweck war, die Anwesenheit oder Abwesenheit eines jeden Studenten darzuthun, hatten Betrug nicht verhindern können. „Das Gesetz ist nicht sobald fertig, so ist auch die Uebertretung gefunden" — „fatta la legge, trovata la malizia," sagt ein italienisches Sprichwort, welches eigentlich blos sagen will, daß mein unglückliches Vaterland immer mehr schlechte als gute Gesetze gehabt hat. Im Anfange war es der Prefetto oder einer seiner Gehilfen, der alle Mal die mit dem Namen der Studenten beschriebenen Pflöcke aus dem Rahmen zog; allmählig aber war die strenge Aufsicht etwas schlaffer geworden,

und es ward Gebrauch, daß jeder Student, so wie er eintrat, vor den Augen des Prefetto oder des Gehilfen den Pflock, der ihn repräsentirte, selbst herauszog.

Diese Ordnungswidrigkeit gab Anlaß zu folgendem Mißbrauche: Zwei Studenten, deren Namenpflöcke neben einander staken, verabredeten, daß nur einer von ihnen in die Congregation gehen und durch einen geschickten Griff zwei Pflöcke — den seinigen und den seines abwesenden Freundes — herausziehen sollte. Es war dies ein kleiner Dienst, den wir einander, so oft es wünschenswerth ward, abwechselnd leisteten. Nun traf es sich, daß ich mich an jenem verhängnißvollen Sonntage, wo das eben erwähnte Aergerniß stattfand, mit meinem Nachbar am Rahmen verabredet hatte, daß er meinen Pflock mit herausziehen sollte, und folglich war ich nicht in der Congregation gewesen.

Ich hätte ja, wird man sagen, in diesem Falle leicht ein Alibi beweisen können. Nicht so schnell, lieber Leser! Erstens weiß ich nicht genau, was mir dem Pflockbeweise gegenüber ein Alibi geholfen haben würde. Gesetzt aber, es hätte mir etwas geholfen, so mußten dann nothwendig die Universitätsbehörden der List auf die Spur kommen, welche Vielen so nützlich war. Ich zweifle daher sehr, daß ich zu diesem Beweise meine Zuflucht genommen haben würde, selbst wenn mein Alibi so unschuldig gewesen wäre wie ein neugebornes Kind. Aber

mein Alibi war leider ein schmachvolles, welches das Tageslicht scheute, denn, da ich einmal die Wahrheit bekennen muß, ich hatte jenen ganzen Sonntag damit zugebracht, einem meiner Mitstudenten auf dem Billard eine Lection in der Bescheidenheit zu ertheilen, weil er sich gerühmt hatte, er sei erbötig, mir zu jeder Zeit die halbe Partie vorzugeben, — eine Lection, die mich ziemlich theuer zu stehen kam. Abgesehen von dem Verluste eines ganzen Jahres und den Verdrießlichkeiten mit meiner Familie mußte ich nun auch die Kränkung hinnehmen, mich in offenbare Ungerechtigkeit fügen zu müssen, ohne den Trost zu haben, denen, die mir dieses Unrecht zufügten, die Lügenhaftigkeit und Ungereimtheit ihres Urtheils zu beweisen.

Vergebens zerbrach ich mir den Kopf; es fiel mir kein Mittel ein, mich aus dieser Verlegenheit herauszuwickeln. Es blieb mir nichts weiter zu thun übrig, als mich ruhig niederzusetzen und geduldig das Ende des Jahres abzuwarten. Wollte Gott, ich hätte meiner Ansicht gemäß gehandelt — wie viele Demüthigungen würde ich mir dadurch erspart haben! Aber es war anders beschlossen.

Fantasio, zu dem ich mich auf einige Minuten begab, um ihm mein Unglück mit all seinen complicirten Nebenumständen zu erzählen, beurtheilte meine Lage gerade so, wie ich selbst.

„Es ist ein Dilemma, aus welchem es keinen Ausweg gibt,“ sagte Fantasio. „Du kannst doch nicht Deinen Kaffeewirth und zwei oder drei Deiner Mitstudenten, die zu jener Zeit ebenfalls in der Congregation hätten sein sollen, zu Zeugen aufrufen! Das wäre abgeschmackt und würde nichts helfen. Ertrage Dein Unglück, wie es einem Manne geziemt — das ist Alles, was Du thun kannst.“

Es war bald Mittag und ich mußte nach Hause gehen. Der Gedanke: „Wie soll ich mich meinem Vater gegenüber verhalten?“ hatte mich schon den ganzen Vormittag verfolgt, und ward jetzt, wo der schwere Augenblick bevorstand, immer quälender. Meine Füße waren kaum noch im Stande, mich zu tragen.

„Wie wäre es,“ sagte ich bei mir selbst, „wenn er es schon wüßte! Das wäre entsetzlich!“

Die meiste Angst hatte ich vor einer jener furchtbaren Familienscenen, von welchen ich zur Zeit von Cäsars Veruneinigung mit seinem Prinzipal ein Beispiel erlebt hatte.

Ich kam in sehr niedergeschlagener Stimmung zu Hause an. Ich erzählte meiner Mutter und Cäsar Alles, und sie thaten, was sie konnten, um mir wieder Muth zu machen. Zum Glück wußte mein Vater noch nichts von der Sache, und das Mittagsmahl ging ruhig vorüber. In der warmen Jahreszeit pflegte mein Vater nach Tische

sich in sein Zimmer zurückzuziehen, um hier eine kurze Siesta zu halten. Ich faßte mir ein Herz und folgte ihm unbemerkt. Gerade als er die Thür erreichte, sagte ich: „Ich möchte ein Wort mit Dir sprechen, lieber Vater."

Er winkte mir, einzutreten.

Die Zeit — es thut mir leid, dies sagen zu müssen, — hatte das Temperament meines Vaters — wenigstens in seinem häuslichen Kreise — nicht gebessert. Ich sage ausdrücklich: in seinem häuslichen Kreise, denn es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß er außerhalb seines Hauses dieselbe strenge, gerunzelte Stirn gezeigt hätte, die wir zu Hause stets an ihm bemerkten. Im Gegentheil, mein Vater war ein sehr gesprächiger, heiterer Gesellschafter, der immer ein Witzwort auf der Zunge hatte und deßhalb bei Vornehm und Gering sehr beliebt war. Wenn daher von unseren Familienzwistigkeiten etwas in's Publikum gelangte, so erklärte sich die öffentliche Meinung stets zu Gunsten meines Vaters, und alle Schuld (wovon wir allerdings nicht frei waren) ward uns aufgebürdet.

„Wie Schade," sagten unsere Nachbarn, „daß ein so guter, umgänglicher Mann so ungehorsame Söhne hat!"

Das Temperament meines Vaters hatte sich, wie ich eben sagte, nicht gebessert, sondern eher verschlimmert, besonders seit Cäsars Krankheit. Die Düsterheit der beleidigten Majestät thronte fortwährend auf seiner Stirn.

Seine Worte hatten, wenn er zufällig mit einem von uns sprach, stets einen Anflug von Bitterkeit. Wir unserseits waren, aus Furcht, ihn zu reizen und dadurch einen peinlichen Auftritt zu veranlassen, stets auf unserer Hut, und verhielten uns so viel als möglich in seiner Gegenwart schweigend. Hieraus war auf beiden Seiten eine Aengstlichkeit und Gezwungenheit entstanden, welche auf die Unterredung, die ich jetzt nachsuchte, nicht ohne Einfluß blieb.

„Was willst Du?“ fragte mein Vater in eisigem Tone und blieb in der Mitte des Zimmers stehen, um mir anzudeuten, daß ich mich kurz fassen möchte.

In schüchternem Tone begann ich:

„Ich habe heute Morgen einen Brief erhalten, den ich Dir nothwendig vorlegen muß. Ich bedauere, daß es eine unangenehme Mittheilung ist.“

„Du kannst Dir alle diese rhetorischen Umschweife ersparen,“ entgegnete mein Vater; „Du hast mich schon längst daran gewöhnt, nichts Gutes von Dir zu erwarten. Was gibt es denn schon wieder?“

„Hier ist der Brief,“ entgegnete ich; „aber ehe Du ihn liesest, erlaube mir, Dich um eine einzige Gunst zu bitten, nämlich, daß Du mir eine Minute Gehör schenkst, nachdem Du von dem Inhalte Kenntniß genommen hast.“

Ohne mir meine Bitte abzuschlagen oder zu gewäh-

ren, ergriff mein Vater den Brief, den ich ihm hinhielt, und überlief ihn rasch mit den Augen.

„Du wirst nicht eher ruhen," rief er mit wüthendem Tone, während er den Brief in seinen Händen zusammenknitterte, „bis Du mich zu Tode geärgert hast. Geh' mir aus den Augen!"

„Um's Himmels willen, Vater, sei ruhig und höre mich an."

„Geh' mir aus den Augen, sag' ich. Ich mag nichts hören, ich will nichts hören."

Und er ging nach der Thür, um das Zimmer zu verlassen.

Das Bewußtsein der beleidigten Unschuld gab mir Muth. Ich stellte mich zwischen ihn und die Thür und sagte:

„Tritt mich mit Füßen, wenn Du willst, aber höre mich. Ich verdiene Dein Mitleiden und nicht Deinen Zorn. Zerschmettere nicht ein Herz, welches schon so tief verwundet ist. So wahr Gott im Himmel lebt, ich bin unschuldig."

Und ich fing heftig an zu weinen.

„Bilde Dir nicht ein, mir imponiren zu wollen. Du kannst Deine Thränen eben so gut sparen, als Deine Lügen."

„Gott ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede!" entgegnete ich mit großer Wärme; „ich bin für eine ver-

meinte Theilnahme an der Störung gestraft worden, welche letzten Sonntag in der Kirche stattgefunden hat; ich bin aber gar nicht dort gewesen."

Ich hatte nicht sobald diese Worte gesprochen, als ich fühlte, daß ich weiter gegangen war, als ich wollte. Gern hätte ich mein Wort zurückgenommen, aber es war zu spät.

„Du warst gar nicht zugegen?" sagte auf einmal mein Vater sehr besänftigt. „Nun, wenn das wahr ist, so wird sich Alles beilegen lassen. Es wird Dir leicht werden, zu beweisen, daß Du nicht zugegen warst. Wo warst Du denn?"

Ich konnte nun nicht wieder zurück, sondern mußte den Becher bis auf die Hefen leeren.

„Ich war an einem Orte, wo ich nicht hätte sein sollen," sagte ich. „Ich will Dir Alles erzählen, aber habe Nachsicht mit mir."

Und nun beichtete ich Alles unumwunden. Der Sturm, der einen Augenblick geschwiegen, brach nun in voller Wuth über mich los. Mein Vater überhäufte mich mit den bittersten Vorwürfen. Nach seiner Meinung war ich ein rettungslos verlorner Spieler, ein verstockter Verschwender, ein steter Besucher verrufener Häuser, eine Unehre für meine Familie und die Schande seines grauen Hauptes.

Ich ließ diese Schmähungen ohne ein Gefühl von

Demüthigung über mich ergehen, denn ich fühlte, daß ich nicht im Mindesten das war, wofür er mich erklärte; aber ich hörte ihn unterwürfig an. Ich sprach kein Wort und wagte ebensowenig, meinen Fehler im Mindesten zu entschuldigen. Ich hatte Unrecht gehandelt, und dies war meine Strafe. Der vielen Scheltworte endlich selbst müde, nahm mein Vater seinen Hut und ging fort. Wohl war ich weit ärger geschmäht worden, als ich verdient hatte, aber ich hatte auch meiner Mutter und meinen Brüdern einen unangenehmen Auftritt erspart, und dies war ein großer Trost.

Den nächsten Tag sprach mein Vater kein Wort mit mir, ja er sah mich gar nicht an; den folgenden Morgen aber kam er in mein Zimmer.

„Nun," sagte er, „hast Du gestern irgend welche Schritte gethan?"

„Nein," antwortete ich.

„Du betrachtest die Sache wirklich mit einer Gelassenheit, die allerdings sehr philosophisch, mir aber sehr ärgerlich ist," entgegnete mein Vater in sehr unmuthigem Tone.

„Nun, so gib mir einen guten Rath, lieber Vater; sage mir, was ich thun kann, und ich werde es thun."

„Du sagst das mit einer resignirten Miene, als ob Du einem Andern ein Opfer bringen solltest, und doch scheint es mir, als wäre es nur Deine Sache."

„Das ist auch der Fall, aber Du wirst entschuldigen, es fehlt mir nicht an gutem Willen, nur weiß ich nicht, was ich thun soll. Ich könnte wohl mein Alibi beweisen, aber dies würde mich dem Gerede der ganzen Stadt Preis geben.“

„Wer hat Dir denn das auch geheißen? So machst Du es aber immer, und es ist keine Möglichkeit, etwas ruhig mit Dir zu besprechen.“

Ich sah ein, daß das einzige Mittel, einem Sturme auszuweichen, darin bestände, wenn ich mich ruhig verhielte, und deßhalb schwieg ich. Es dauerte nicht lange, so hob mein Vater wieder an:

„Es gibt hunderterlei Wege, die man versuchen kann; vor allen Dingen aber mußt Du mit den Commissairen des Provinzialdepartements sprechen. Vielleicht nehmen sie Vernunft an. Nachdem sie Dich verurtheilt haben, können sie sich nicht weigern, anzuhören, was Du zu Deiner Vertheidigung zu sagen hast. Du mußt Dich rühren. Das Allerschlimmste, was Du thun kannst, ist, dazusitzen und die Hände in den Schooß zu legen, wie Du es jetzt machst.“

Mein Vater — es thut mir leid, es sagen zu müssen — verstand nicht die Würde, welche darin liegt, sich stumm und ohne Klagen einem unvermeidlichen Uebel zu unterwerfen. Cäsar, der sich in seine Toga hüllte, um mit Würde zu sterben, anstatt eine unmögliche Gegen=

wehr zu versuchen, wäre in seinen Augen sehr lächerlich erschienen.

Ich verneigte mich und antwortete blos: „Ich werde gehen und den Herren Commissairen meine Aufwartung machen.“

Siebentes Kapitel.

Ungerechtigkeit und Druck erzeugen den Geist der Empörung; Onkel Johann predigt tauben Ohren.

Und ich ging wirklich. Nicht ein einziger der Commissaire, mit Ausnahme des Signor Merlini, ließ sich herab, mich zu empfangen. Die höflichsten begnügten sich damit, daß sie mir sagen ließen, es sei ein fungirender Commissair für den Monat vorhanden, welcher den Auftrag habe, von allen Mittheilungen in Bezug auf Angelegenheiten der Universität Kenntniß zu nehmen, und an diesen hätte ich mich zu wenden.

Ich gab die Sache noch nicht auf, sondern war entschlossen, den bittern Trank bis auf die Hefen zu leeren. Ich wußte, daß eine außerordentliche Versammlung der Commission im Universitätspalaste stattfinden würde. Ich wartete auf der Straße die Mitglieder einzeln ab und redete sie einen nach dem andern demüthig und mit dem

Hute in der Hand an. Die Mehrzahl wollte mir nicht auch nur einen Augenblick Gehör schenken, sondern entließ mich wie einen lästigen Bettler. Von zweien oder dreien der humansten erhielt ich einige eilige Worte, wie zum Beispiel: „Ich kann wirklich nichts in der Sache thun" — „Die Commission hat einmal entschieden" — „Sprechen Sie mit meinen Collegen", und diese Worte waren in der Regel von einer Geberde begleitet, welche deutlich sagte: „Genug!"

Jedes Gefühl männlicher Würde ward in mir zermalmt und mein Herz blutete. Sich unschuldig zu wissen und doch von Denen, deren Opfer man ist, gleichsam noch Schläge in's Gesicht zu bekommen, ist eine schwere Prüfung, die ich Niemandem wünsche, nicht einmal meinem bittersten Feinde. Der Strom der Entrüstung, der bei dieser unwürdigen Behandlung mir entquoll, kannte keine Grenzen. An diesem Tage lernte ich fühlen, was Hassen heißt.

Dennoch ging ich weiter. Ich hatte mir einmal vorgenommen, zu meinem Vater sagen zu können: „Ich habe Alles gethan, was ein Mensch thun kann." Ich setzte daher einen Brief auf, in welchem ich mit ehrerbietigen und ruhigen Worten meine Unschuld behauptete und mit meinen Anklägern confrontirt zu werden bat. Diesen Brief zeigte ich meinem Vater, der ihn in allen Stücken billigte. Ich machte davon so viel Abschriften, als es Mitglieder

des Departements für den öffentlichen Unterricht gab, und trug einem Jeden eine solche Abschrift in's Haus, obschon ich es in mehr als einem Falle schwierig fand, mir nur zu diesem Zwecke Zutritt zu verschaffen. Die Diener waren, wie gewöhnlich, gröber und inhumaner, als ihre Herren. Kein einziger der Commissaire gab mir eine Antwort oder bekannte auch nur den Empfang meines Gesuchs.

Dieser Brief besänftigte meinen Vater eine Zeit lang. Er bat sich selbst eine Abschrift aus und ließ dieselbe mit großem Stolze unter seinen Freunden cirkuliren. Es war seltsam, aber wahr — mein Vater, der uns ganz gewiß nicht durch allzugroße Zärtlichkeit verzog, war eitel auf unsere Talente und prahlte gern mit jedem Erfolge, den wir errangen. Das menschliche Herz ist ein seltsames, wunderbares Gemisch, im guazzabuglio, wie Manzini sagt.

Signor Merlini, der stets fungirende Monatscommissair, war, wie ich schon gesagt habe, der einzige von den Herren der Commission, der sich herabließ, mich zu empfangen. Er war, wie ich vermuthe, gerade auch heiterer Laune und wollte die Gelegenheit, sich einen Spaß zu machen, nicht versäumen. Signor Merlini war, wie ich ebenfalls schon früher angedeutet habe, ein drolliges Menschenkind. Er war so zu sagen eine Mischung von Affen und Hyäne. Er spielte wie die Katze mit der Maus, mit derselben Gewandtheit, demselben raffinirten Grimme und derselben Herzenslust. Er haßte uns Alle, weil wir jung

waren. Er dictirte Strafen, die er auf ausgesuchte Weise zu schärfen verstand, blos um nicht aus der Uebung zu kommen. So war zum Beispiel sein Vorzimmer, in welchem wir, der Himmel weiß wie lange Stunden warten mußten, im Sommer stets hermetisch verschlossen und im Winter jedem Winde offen. Er ließ einen Studenten ganz beruhigt von sich gehen, dessen auf zeitweilige oder definitive Relegation lautendes Urthel er eine Viertelstunde später unterschrieb, oder auch vielleicht schon unterschrieben hatte, während er wiederum Andern durch irgend eine geschickt hingeworfene Bemerkung eine Angst einjagte, die sich später als vollkommen grundlos erwies.

Signor Merlini empfing mich sehr freundlich.

„Womit kann ich Signor Farina dienen?“ fragte er, indem er that, als ob er mich mit einem andern Studenten verwechselte.

„Ich bitte um Verzeihung, Signor, mein Name ist Benoni.“

„Ach, es ist ja wahr, mein Gedächtniß ist so schwach.“ (Es war stark wie Eisen). „Nun, womit kann ich Signor Benoni dienen?“

Ich antwortete ehrerbietig, daß er mir einen sehr großen Dienst leisten könne, wenn er mir die Mittel an die Hand gebe, meine Unschuld an den Tag zu bringen und die falschen Beschuldigungen zu widerlegen, auf welche sich meine Verurtheilung stützte.

Der gute Mann machte ein Gesicht, als wäre er aus den Wolken gefallen. Er that, als wisse er durchaus nichts von der ganzen Sache, oder vielmehr, er versicherte, so etwas sei gar nicht vorgefallen. Es müsse hier ein Irrthum zu Grunde liegen! Ich sah mich genöthigt, alle Einzelnheiten zu erklären und alle Umstände auseinander zu setzen, die er viel besser kannte als ich — den Tag, an welchem die Commission Sitzung gehalten, das Datum des Briefes von dem Secretariat, die Größe der Strafe und die Ursache, der sie durch das öffentliche Gerücht zugeschrieben ward. Ich schloß meinen Bericht damit, daß ich meine Unschuld in energischer Weise betheuerte. Signor Merlini hörte mich an und lachte dabei vor Vergnügen in sich hinein.

„Sie besitzen," sagte er, „ein so großes Talent, eine Sache klar und übersichtlich vorzutragen, daß ich wirklich glaube, ich besinne mich einigermaßen auf den Gegenstand, von welchem Sie sprechen. Sie behaupten, Sie seien unschuldig, und Sie sind natürlich in Ihrem vollen Rechte, wenn Sie dies thun. Welcher Verbrecher würde wohl so dumm sein, sich selbst als solchen zu bekennen? Hi! hi! hi! — Es fällt mir da gleich mein letzter Prozeß vor dem Criminalgerichte ein, wobei ich eine Rede hielt, die sich — ich will mich damit durchaus nicht rühmen — eines glänzenden Erfolgs zu erfreuen hatte. Es handelte sich um einen Vatermord. Die Indicien gegen uns waren

sehr stark, und mein Client hatte sich in den Kopf gesetzt, sein Verbrechen einzugestehen. „Das dürft Ihr durchaus nicht," sagte ich und es war zu seinem Glücke, denn auf meine Vertheidigungsrede hin ward er freigesprochen." Und Signor Merlini kicherte wieder.

Ich sah, die Wahrheit zu gestehen, nicht recht den Zusammenhang ein, in welchem diese Anekdote mit meiner Angelegenheit stand, doch sagte ich natürlich nichts darüber.

„Sie behaupten also, Sie seien unschuldig," hob Signor Merlini wieder an; „das ist ganz schön, aber wo sind die Beweise für Ihre Behauptung?"

„Ich bitte um Entschuldigung, ist es nicht Sache des Anklägers, die Strafbarkeit zu beweisen? Die Unschuld braucht nicht bewiesen zu werden, denn diese wird stets präsumirt; ist es nicht so?"

„Sehr schön, sehr gut gesagt, sehr gut argumentirt, mein lieber Signor Benoni. Man hört gleich, daß Sie Juristenblut in Ihren Adern haben, und ich freue mich herzinnig, zu sehen, daß Sie solche Fortschritte machen. Nur bitte ich, was Ihren Fall betrifft, nicht zu übersehen, daß das Tribunal sein Urthel schon ausgesprochen hat und deßhalb hier was wir eine res judicata nennen, vorliegt. Hi! hi! hi!"

„Aber wenn nun das Tribunal sein Urthel gesprochen hat, ohne dem Angeschuldigten ein Gehör zu verstatten?"

„Das, mein lieber Herr, hängt von der exceptionellen Beschaffenheit des Tribunals ab. Die Commission für den öffentlichen Unterricht ist eine Art patriarchalischer Behörde, gegen deren Entscheidung keine Appellation zusteht — verstehen Sie mich?“ sagte Signor Merlini, diesmal mit einem Grinsen.

„Das mag sein,“ entgegnete ich, „aber kann nicht die Commission für den öffentlichen Unterricht, sobald ihr bessere und richtigere Mittheilungen zugehen, ihre eigenen Beschlüsse wieder aufheben?“

„Wenn so etwas geschehen soll, müssen sehr ernste Beweggründe vorliegen — sehr ernste Beweggründe. Wir wollen ganz offen gegen einander sein — ich interessire mich für Sie und möchte Ihnen gern dienen. Um die Nachsicht und Milde der Commission zu erwerben, müssen Sie dieselbe verdienen, mein Herr. Und dazu giebt es blos Einen Weg. Dieser nun ist, wenn Sie mir hier ganz unter uns, in vollkommenem Vertrauen und wie im Beichtstuhle die Namen der Urheber des Scandals am letzten Sonntage nennen.“

„Ich soll gegen meine Kameraden den Angeber machen!“ rief ich etwas auffahrend. „Selbst wenn ich sie kennte, was nicht der Fall ist, würde doch nichts mich bewegen, mich einer so niedrigen Handlung schuldig zu machen.“

Signor Merlini hörte nun mit einem Male auf, mir die Sammetpfote zu zeigen und streckte die Krallen heraus.

„Sie kennen sie also," sagte er, „und Sie sind Einer davon. Und selbst wenn Sie das nicht wären, so würden Sie durch die abscheulichen Worte, die Sie so eben gesprochen, zu ihrem Mitschuldigen gemacht. Gehen Sie, gehen Sie, Sie haben blos empfangen, was Sie verdienen."

Welche Antwort sollte ich wohl auf eine Logik von dieser Art geben? Ich versuchte keine, und um dem würdigen Commissair nicht Gelegenheit zu geben, mir zwei Mal die Thür zu weisen, ging ich mit einem Herzen voll von Abscheu und Entrüstung.

Ich erstattete meinem Vater treuen Bericht über alle Anstrengungen, die ich gemacht, so wie über die Fruchtlosigkeit derselben. Er tröstete mich auf etwas eigenthümliche Weise, indem er mir entgegnete, ich hätte es nicht richtig anzufangen verstanden. Von diesem Tage an erduldete ich ein Märtyrerthum gleich dem jenes Heiligen, der langsam auf einem Roste gebraten ward. Ein Pelotonfeuer von spitzen Worten, bitteren Sarkasmen und durchsichtigen Anspielungen ward fortwährend gegen mich unterhalten. Wenn irgend etwas im Hause schief ging, so war ich daran Schuld, und wenn drei Tage lang hinter einander schlechtes Wetter war, so suchte man den Grund davon in meiner schlechten Aufführung. Zuweilen empfand ich eine Art von Bewunderung hinsichtlich der unermüd-

lichen Ausdauer und Genialität, welche mein Vater in diesem Punkte entwickelte. War es kalt, heiß oder regnerig, so hieß es: „Regen, Hitze oder Kälte kümmere die Leute wenig, welche behaglich zu Hause sitzen könnten.“ Ein jeder Feiertag brachte unabänderlich die Bemerkung, daß gewisse Leute alle Tage Feiertag hätten. Wenn Aepfel oder Pfirsichen auf den Tisch kamen, so fragte mein Vater, ob sie nicht aussähen, wie Billardbälle? Mit Einem Worte, seine Fruchtbarkeit und Erfindungsgabe in dergleichen beißenden Anspielungen war unerschöpflich.

Bald lief auch ein donnernder Brief von meinem Onkel, dem Kanonikus, ein und goß Oel in's Feuer. Er ward in meiner Gegenwart gelesen und besprochen, und Gott weiß mit welcher Bitterkeit. Noch schlimmer aber war die wenige Tage darauf erfolgende Ankunft meines Onkels in eigener Person. Der Verstand des würdigen Kanonikus war nie sehr ausgezeichnet gewesen, und hatte auch seit den zehn Jahren, wo ich sein Ministrant war, nicht sonderlich gewonnen. Eine seiner Schwächen, welche ich wohl noch nicht erwähnt habe, war, daß er glaubte, seine Gegenwart könne Alles wieder in's Gleiche bringen. Sein Lieblingsausdruck bei allen großen Gelegenheiten war: „Ich werde selbst hingehen!“ und so kam er auch jetzt.

Mit ihm kam der leibhafte Teufel in's Haus. Die Predigten, die er mir hielt, waren endlos, und ich muß mir selbst zur Ehre sagen, daß ich sie mit einer Geduld

und Schüchternheit anhörte, die mir selbst Bewunderung abnöthigte. Zuweilen jedoch war die Prüfung zu hart, denn die menschliche Geduld hat ihre Grenzen. Dann kamen furchtbare Auftritte. Es ist mir, als hörte ich noch die grelle Diskantstimme des Kanonikus, welcher bei allen Göttern schwur, uns Alle zu enterben und an den Bettelstab zu bringen. Mein Vater für seine Person erklärte, er sei es müde, sich für undankbare Kinder zu opfern und werde sich auf's Land zurückziehen.

Dergleichen Scenen waren eine unaussprechliche Marter für uns Alle, ganz besonders aber für meine arme Mutter. Sie war unermüdlich in ihren Bemühungen, mich zu trösten, und dasselbe waren Cäsar, Fantasio und der gute Onkel Johann, der sich meiner Sache mit Würde annahm und dessen Güte unwandelbar war. Freilich aber war seine Sympathie nur ein Tropfen Honig in ein ganzes Meer von Bitterkeit. Mein väterliches Haus ward mir verhaßt, und, ausgenommen zu Essenszeiten, war ich stets aus, entweder bei Fantasio oder bei Onkel Johann.

„Muth, Muth gefaßt, lieber Neffe," sagte der gute Mann zu mir, wenn er mich ganz ungewöhnlich niedergeschlagen sah:

„Sta, come torre, ferma che non crolla
Giammai la cima per soffiar di venti."

„Mach' diesen Dummköpfen, Merlini und Comp., nicht die Freude, Dir die gute Laune verdorben zu haben. Räche

Dich dadurch, daß Du fühlst, wie Du tausend Mal mehr werth bist, als diese Menschen alle zusammen."

„Aber, Onkel, ich gestehe, daß ich einer etwas materielleren Rache vor einer blos philosophischen den Vorzug geben würde."

„Und was könnte das Dir oder sonst Jemandem helfen? Gesetzt Du könntest der ganzen Commission die Köpfe abschlagen, so hättest Du damit immer noch nichts gewonnen. Neue Merlini's würden auftauchen und die Stelle der alten ausfüllen. Merlini und Comp. sind nur die Frucht des Baumes; das Uebel liegt in der Wurzel desselben."

Endlich, als es Gott gefiel, reis'te mein Onkel, der Kanonikus, wieder ab und ich genoß nun wenigstens einige Ruhe. Ich hatte noch neun volle Monate erzwungener Muße vor mir und versuchte mir Beschäftigung zu machen. Ich schrieb nach und nach eine Legende in Stanzen von sechs Zeilen — eine Dichtungsart, welche Tommaso Grossi durch seine Ildegonda in die Mode gebracht hatte — sodann ein Trauerspiel und dann ein Lustspiel. Es war dies immer dasselbe Thema unter verschiedenen Gestalten — die Widerspiegelung des Zustandes meiner Seele — ein unschuldiger Mann, welcher kämpft, seine Unschuld betheuert und, von siegreichen Bedrückern zermalmt, endlich erliegt. Ich verschlang jede italienische oder französische Uebersetzung der Werke Shakespeare's, Goethe's und Schil-

ler's, die ich auftreiben konnte. Die glühende Leidenschaft, welche in jeder Zeile des Letztern athmet, fesselte mich gewaltig. Ich las zu wiederholten Malen und mit immer steigendem Entzücken seine jugendlicheren Producte, wie zum Beispiel „die Räuber" und „Kabale und Liebe". Ich faßte eine feurige Zuneigung zu dem philanthropischen Straßenräuber Karl Moor, dessen Bild für mich unwiderstehlich war und mich Tag und Nacht verfolgte.

Ein Buch anderer Art — die Geschichte der Wiedergeburt des modernen Griechenlands von einem französischen Autor — las ich ebenfalls mit der gespanntesten Theilnahme. Es entwickelte in mir wie durch einen Zauberschlag den Keim von Gefühlen, die bis jetzt geschlummert hatten, und gab bis jetzt unbestimmten Ideen eine bestimmte Gestalt. Ein Volk von Helden, welche die Banden der Knechtschaft sprengen, ihre Nationalität geltend machen und ihre Freiheit auf die rauchenden Trümmer ihrer Hauptstädte gründen — welch' ein erhabenes Beispiel! — welch eine Lehre besonders für uns, die Erben der griechischen Civilisation — für uns, die wir einst so groß waren und jetzt so klein sind! Wohl hatte ich nicht bis zu diesem Tage gewartet, um den Zustand meines Landes zu fühlen und zu beklagen, aber niemals war mir der Gedanke an eine Aenderung dieses Zustandes in so klarer und anziehender Form erschienen.

Die Geschichte der griechischen Revolution erzählte

mir ausführlich den Anfang und die erfolgreiche Entwickelung eines geheimen Bundes, die Hetaireia genannt. Gegründet von drei unbekannten jungen Männern, Scoufas, Kontos und Diceo, verbreitete sich die Hetaireia nach allen Puncten des Landes und bahnte sich den Weg zu allen Klassen. Besonders die Klephten, ein kriegerischer Gebirgsbewohnerstamm, schlossen sich, electrisirt durch die Nationalgesänge Rhigas', des modernen Tyrtäus Griechenlands, in Massen dem Bunde an. Die Hetaireiisten pflegten sich in Kirchen zu versammeln, sich vor den Altären niederzuwerfen und hier ihre Waffen auszutauschen. Sie nahmen einander bei der Hand, bildeten eine geheimnißvolle Kette und sprachen die folgenden Worte: „Deine Seele ist meine Seele; dein Leben ist mein Leben;" und durch diesen Eid machten sie Alles gemeinsam. Die Hetaireia zählte zu ihren Anhängern Namen, die seitdem historisch geworden sind, wie zum Beispiel Bozzaris, Kiriakauli, Condurioti, Maurocordato, Ypsilanti und viele andere, von welchen die Mehrzahl später ihrem Vaterlande ihre Schuld bezahlt hat und in dem heiligen Kampfe gefallen ist.

Dieses Geheimniß — die Verbindung der Religion mit der Freiheit — diese Hingebung des Einen an Alle und Aller an Einen — das heldenmüthige Ende so vieler edeln Herzen entflammte meine Einbildungskraft. Ich besprach natürlich diese Eindrücke mit Cäsar und Fantasio

— ein Ideenaustausch, der keineswegs geeignet war, die Gährung meines Gemüths zu beschwichtigen. Niemals beunruhigten kalte, schwachherzige Zweifel unsern Freund, dessen Vertrauen auf die Menschheit groß und auf sich selbst unbegrenzt war. Ich im Gegentheil war nicht so vertrauensvoll, und dies machte neben so vielen Puncten, in denen wir vollkommen übereinstimmten, den hauptsächlichsten Unterschied zwischen uns aus.

„Sind wir nicht," pflegte Fantasio zu sagen, „vierundzwanzig Millionen? Sind wir weniger intelligent, weniger tapfer als die Griechen? Leset die Geschichte unserer Zeit, und Ihr werdet sehen, wessen die Italiener fähig sind, wenn sie gut geleitet und befehligt werden — Ihr werdet sehen, welche Wunder von Tapferkeit in Spanien, in Rußland, überall durch unsere Legionen verrichtet worden sind. Ist das fremde Joch, welches auf uns lastet, weniger schwer oder weniger entwürdigend als das, welches die Griechen niederdrückte? Tragen wir es mit größerer Geduld? Was fehlt denn also, um uns in den Stand zu setzen, zu thun, was die Griechen gethan haben? Nichts, als daß wir einander verstehen. Wir brauchen eine Hetaireia, weiter nichts."

Diese Ansichten und andere derselben Art wurden vor einem Cirkel intimer Freunde ausgesprochen, zu welchem Cäsar, Sforza (mein alter Schulkamerad) und ich gehörten. Fantasio's Enthusiasmus und glühende Leiden-

schaft wurden ansteckend. Cäsar stimmte harmonisch ein. Sforza, in welchem sich ein feuriger und erregbarer Geist hinter einem kalten Aeußern verbarg, betrachtete Fantasio's Aussprüche als einen mathematischen Beweis. Er war der Einzige, der zuweilen Einwürfe machte, oder Zweifel aussprach. Aber dieses Hinderniß war nur ein geringes, und die leidenschaftliche Beredsamkeit Fantasio's warf es augenblicklich über den Haufen. Von dieser Zeit an absorbirte die Politik alle unsere Gedanken und lieferte den Stoff zu unsern täglichen Gesprächen.

Diese neue Richtung ward sehr bald von meinem Onkel Johann bemerkt, in dessen Gegenwart ich niemals Bedenken trug, die Regierung mit der größten Heftigkeit anzugreifen. Er gab sich alle mögliche Mühe, mich in dieser Beziehung andern Sinnes zu machen.

„Du siehst," pflegte er zu sagen, „die Dinge nicht wie sie sind, sondern so wie Deine Phantasie sie Dir malt. Ich gebe zu, daß fast Jeder auf unsere Regierung schmähet, aber diese gedeihet deßwegen doch. Analysire einmal die Gesellschaft und sage mir, wo Du jene männlichen Tugenden, jenen Geist der Selbstaufopferung, wodurch Nationen neu geboren werden, findest? Sieh' zum Beispiel unsere Edelleute an. Die alten grollen der Regierung; glaubst Du aber, daß es aus Liebe zur Freiheit geschieht? Behüte Gott! sie thun es, weil sie gern selbst am Ruder sitzen möchten. Die jungen Edelleute denken an weiter

nichts, als an ihre Pferde und Maitressen. Die Mittelklasse wird vom Egoismus verzehrt, und jeder Einzelne denkt an weiter nichts, als an sein Bureau, an sein Comptoir, oder an seine Kunden — kurz, Jeder ist von der Wuth des Geldverdienens befallen. Das Einmaleins ist ihr Gott."

„Aber das Volk, Onkel?"

„Eben komme ich darauf. Das Volk ist unwissend und abergläubisch — allerdings nicht durch eigene Schuld, aber es ist so — und deßhalb Sclave der Priester, dieser geborenen Feinde alles Fortschrittes. Morgens hört das Volk Messe, Abends betrinkt es sich und glaubt dann, daß mit Gott und seinem Gewissen Alles gut stehe. Was haben wir nun noch übrig? Eine gewisse Anzahl junger Männer, die den Kopf voll griechischer und römischer Geschichte haben; sie sind Enthusiasten und meinen es gut, das leugne ich nicht, aber sie sind durchaus nicht im Stande, etwas Anderes auszurichten, als sich an den Galgen zu bringen. Mangel an Tugend, mein lieber Neffe, ist gleichbedeutend mit Ohnmacht. Die große Masse ist verfault bis in's innerste Mark, das versichere ich Dir. Wollten wir selbst einen Augenblick lang annehmen, Du könntest mit dem, was existirt, tabula rasa machen, was wolltest Du dann aus solchem Material aufbauen? Ein Gebäude, welches auf morschen Balken ruhet, ist schon in seiner

Grundlage verfehlt und stürzt bei dem ersten Stoße zusammen. Das Uebel liegt in der Wurzel der Gesellschaft."

„Nun gut," rief ich heftig, „so wollen wir das Uebel bei der Wurzel angreifen."

„Ist das Dein Ernst?" sagte mein Onkel, indem er erschrocken aufstand und sich auf die Nägel biß; „glaubst Du denn, die Gesellschaft könne umgewendet werden wie ein Pfannkuchen? Ei, ei, mein lieber Neffe, ich versichere Dir, Du bist auf dem geraden Wege nach dem Ospedaletto" (dem Irrenhaus zu Genua).

„Aber Onkel, wenn es vergeblich ist, die Frucht des Baumes zu tadeln, und wenn es Wahnsinn ist, die Wurzel anzugreifen, dann ist jeder Fortschritt unmöglich und es bleibt uns weiter nichts übrig, als verzweiflungsvoll die Hände in den Schooß zu legen."

„Das habe ich nicht sagen wollen. Der Fortschritt kommt von selbst. So will es die Vorsehung. Es giebt in der moralischen Welt, ebenso wie in der physischen, geheimnißvolle Prinzipien, welche, ohne daß wir etwas davon wissen, ja sogar uns zum Trotz, thätig sind. In Folge dieser verborgenen Wirksamkeit ist es jetzt auf Erden besser als es vor hundert, oder auch nur vor funfzig Jahren war, und in weiteren funfzig Jahren werdet Ihr, die Ihr noch jung seid, noch andere Verbesserungen sehen. Ein gegenwärtiges Uebel muß man mit Geduld ertragen und der Zeit Muße lassen, ihr Werk zu verrichten. Es

mag nur ein Jeder in seinem bescheidenen Wirkungskreise sich bemühen, besser zu werden und seine Umgebung ebenfalls besser zu machen. Hierin, und nur hierin, liegt der Eckstein zu unserer künftigen Wiedergeburt. Was mich betrifft, lieber Freund, so bin ich der Meinung, daß, wenn man mir in dem ersten Laden, in den ich trete, blos den angemessenen Preis des Artikels, den ich kaufen will, abverlangt, unser Vaterland eine wichtigere Erorberung gemacht hat, als wenn es sich alle Institutionen Sparta's und Athen's obendrein gegeben hätte."

Es lag in diesen Aussprüchen meines Onkels ein Theil Wahrheit und ein Theil Uebertreibung, und unglücklicher Weise that die letztere der ersteren bedeutenden Eintrag. Ferner war mein Onkel in meinen Augen eine Art Misanthrop, und demzufolge hatte sein Rath für mich weniger Gewicht, als er verdiente. Aber, selbst wenn es auch anders gewesen wäre, so würde doch die vollendetste Weisheit und Erfahrung wahrscheinlich an einem jungen Manne verloren gewesen sein, dessen moralisches Gefühl, wie das meine, täglich auf das Empfindlichste beleidigt ward.

Zwei Vorfälle, die unmittelbar nach einander mich berührten, werden hier ihre geeignete Stelle finden. Der Leser wird sehen, ob sie wirklich geeignet waren, mich mit der bestehenden Ordnung der Dinge auszusöhnen.

Achtes Kapitel.

Ein alter Freund in einer mißlichen Lage. — Die Carabiniere sorgen dafür, daß wir uns den Schnupfen nicht holen.

Es ist in Italien gebräuchlich, daß fromme Leute oder solche, die dafür gehalten zu werden wünschen, während der Passionswoche einer Reihe religiöser Vorträge und Gebete beiwohnen, welche geistliche Uebungen genannt und zu dieser Zeit in fast jeder Kirche vorgenommen werden. Diesen Uebungen waren auch die Studenten gehalten beizuwohnen, und es ward drei Tage lang für sie ganz besonders ein solcher Cursus in der Universitätskirche veranstaltet. Da die Zeit dieser Uebungen oder Exercitien natürlich in das Jahr meiner Verbannung fiel, so konnte ich denselben nicht beiwohnen und wohnte ihnen auch nicht bei, eben so wenig, wie es mir beikam, diese Extrapflichten in einer der andern Kirchen der Stadt zu erfüllen.

Ich war daher in nicht geringer Verlegenheit, als, nachdem meine Strafzeit abgelaufen war, ich außer noch andern Zeugnissen, die ich mitgebracht, auch nach einem über die geistlichen Uebungen gefragt ward. Zum Glück war der Secretair diesen Tag zufällig auf guter Laune und gab mir einen Wink, wie ich diese Versäumniß wieder gutmachen könne. Es sei nämlich das Kloster Buon Ritiro, sagte er, in welchem gegenwärtig für eine gewisse Anzahl von Novizen geistliche Uebungen abgehalten würden. Der Secretair versicherte mir, daß Laien ebenfalls ohne Schwierigkeit zugelassen würden und sogar gratis Kost und Wohnung bekämen (das heißt, dem Namen nach, denn in der That war es Gebrauch, beim Abschiede ein Geschenk zurückzulassen, durch welches die empfangene Gastfreundschaft reichlich vergolten ward), und wenn ich dorthin ginge und ihm von dort ein Zeugniß brächte, so würde meinem Wiedereintritt kein weiteres Hinderniß im Wege stehen. Ich dankte dem Secretair herzlich und begab mich sofort nach dem genannten Kloster, wo meine Bitte ohne Weiteres gewährt ward und wohin ich mich nun auf vier Tage begab.

Eines Abends — es war gegen das Ende des zweiten Tages — wohnte ich der „Meditation“ bei. Die Kirche war in Finsterniß gehüllt und ich kniete an einem Beichtstuhl, als ich plötzlich ganz dicht in meiner Nähe eine Stimme vernahm.

„Bleib liegen," flüsterte die Stimme, „ich bin Vadoni. Ich möchte mit Dir sprechen. Laß die Thür Deines Zimmers heute Nacht angelehnt stehen. Sage mir, in welchem Gange Du wohnst und die Nummer Deines Zimmers."

„Nummer 5, Corridor B, rechter Hand, zweite Etage."

Vadoni war, wie man sich erinnern wird, einer meiner Schulkameraden — der „Rattenjäger". Ich hatte ihn seitdem nur selten gesehen und seit zwei Jahren ganz aus den Augen verloren, ja, ich hatte fast vergessen, daß er jemals gelebt. Meine Neugier war daher nicht wenig rege, und ich konnte kein Auge schließen, obschon ich ziemlich lange auf ihn warten mußte. Endlich kam er. Seine Bläſſe, sein abgezehrtes Gesicht und seine eingesunkenen Augen erzählten eine traurige Geschichte. Wir hatten eine Unterredung, die mehrere Stunden lang dauerte und deren Inhalt ich hier in so wenig Zeilen als möglich zusammendrängen will.

Vadoni's Geschichte isi die Geschichte von mehr jungen Leuten, als man heut zu Tage glauben wird. Er hatte weder Vater noch Mutter. Sein einziger Verwandter war ein alter bigotter Onkel, zu dem er sich begab, als er vom Colleg verwiesen ward. Dieser Onkel war ein hartherziger Geizhals, der seinem Neffen jeden Bissen mißgönnte, den er aß, und ihm nicht mehr gab, als eben

zur nothdürftigen Erhaltung des Lebens hinreichte. Einsam und traurig war das Leben des armen Knaben unter diesem unwirthlichen Dache. Die Gesellschaft seines Onkels bestand ausschließlich aus Priestern und Mönchen, und mit einem der Letztern ward Badoni ziemlich vertraut. Der Mönch gehörte zu dem Kloster Buon Ritiro, wo der Knabe ihn auf seinen Wunsch oft besuchte. Badoni lernte mit der Zeit natürlich noch mehrere von der Brüderschaft kennen und erwarb sich sogar den Superior des Klosters zum Freunde. Es sah hier Alles so nett und sauber aus, und Alle waren so freundlich und gut gegen ihn, daß das Kloster ihm bald wie ein Paradies im Vergleich zu der Hölle erschien, in der er lebte. Badoni war ein Jüngling von schwachem Geiste. Seine neuen Freunde erweckten seine religiösen Tendenzen, sie erklärten seine Verbannung von dem Colleg für eine Mahnung Gottes, daß er sich den Gefahren der Welt entziehen solle — kurz, sie wußten die Sache so gut zu machen, daß er sich zum Klosterleben berufen glaubte. Sein Onkel ermuthigte ihn natürlich in dieser Ansicht, und der arme Badoni trat in seinem zwanzigsten Lebensjahre in das Kloster Buon Ritiro, um sein Noviziat zu beginnen.

Sechs Monate dieses Lebens reichten hin, ihm die Augen zu öffnen. Er hatte niemals einen wirklichen Beruf zum Mönche gehabt. Was er gesehen und noch mehr, was er errathen, hatte seine frühere Illusion ihm

gänzlich zerstört und ihm einen dauernden Widerwillen gegen das Klosterleben beigebracht. Er ging zu dem Superior, legte demselben offen seine Meinung vor und bat um die Erlaubniß, das Kloster wieder verlassen zu dürfen. Dies aber entsprach durchaus nicht den Absichten des Superiors, welcher guten Grund zu dem Wunsche hatte, einen Mönch aus ihm zu machen.

Die Triebfedern in dem Leben des alten Vadoni waren eine unmäßige Liebe zum Gelde und eine ungeheure Furcht vor der Hölle. Um die erstere zu befriedigen, ohne sich der letzteren Preis zu geben, hatte der alte Geizhals sich vorgenommen, sein ganzes Vermögen, welches sehr bedeutend war, dem Kloster Buon Ritiro zu vermachen, aber nur unter Einer Bedingung, und diese war, daß der Superior des genannten Klosters Vadoni den Jüngern bewege, sich dem Klosterleben zu widmen. Der alte Mann hatte immer noch zu viel Scheu vor der Meinung der Welt, als daß er sich mit dem Gedanken hätte befreunden können, seinem Neffen alle Subsistenzmittel zu entziehen. Als Mönch konnte der junge Vadoni nicht erben, während die Brüderschaft, der er angehörte, als Corporation es konnte. So war man handelseinig geworden.

Alle diese nähern Umstände waren dem jungen Vadoni durch einen Mitnovizen mitgetheilt worden, der kürzlich an der Auszehrung oder vielmehr am gebrochenen

Herzen gestorben war. Dieser glückliche junge Mann hatte, während man glaubte, er liege in den letzten Zügen, ein Gespräch zwischen dem alten Badoni und dem Superior angehört und auf diese Weise Kenntniß von dem ganzen Anschlage erhalten. Man sieht demnach, welches Interesse der Superior daran hatte, den jungen Mann nicht aus seinen Klauen entwischen zu lassen.

Er ließ daher auch kein Mittel unversucht, um ihn von seinem Vorsatze wieder abzubringen — Ermahnungen, Bitten, Drohungen, Alles ward angewendet, aber vergebens. Nun ward der junge Novize unter strenge Aufsicht gestellt und von allem äußern Verkehr abgeschnitten, sogar von den Besuchen seines Onkels. Gleichzeitig wurden ihm verschiedene harte Pflichten und allerhand Demüthigungen auferlegt, von welchen letztern eine darin bestand, daß er unzählige Mal das Zeichen des Kreuzes mit der Zunge auf dem Fußboden machen mußte. Seine tägliche Kost ward in Qualität und Quantität vermindert, jedes Buch ihm weggenommen und er, mit Einem Worte, so elend und unglücklich als möglich gemacht.

Mittlerweile nahete die Zeit heran, wo Badoni volljährig ward, und somit auch die verhängnißvolle Stunde, wo er das unwiderrufliche Gelübde ablegen sollte. Noch einmal bot der Superior Alles auf, um ihm den gefaßten Entschluß zum Wiederaustritt auszureden, aber auch dies Mal gelang es ihm nicht. Nun ward der beklagens-

werthe junge Mann in eine segreta geworfen, das heißt, in einen unterirdischen Kerker, der nur durch eine kleine in einem Todtenschädel angebrachte Lampe erleuchtet ward. Seine Nahrung war Brot und Wasser, und sein Bett Stroh. Während der Nacht ward er häufig durch Kettengerassel und geheimnißvolle Stimmen, welche ihm mit ewiger Verdammniß droheten, aus dem Schlafe geweckt. Der unglückliche Vadoni konnte dies nicht aushalten und bat, daß man ihn wieder aus diesem schrecklichen Aufenthalte befreien möge, wogegen er Alles versprach, was man von ihm verlangte.

„In einem Monat," schloß Vadoni, „werde ich mündig sein und — ein Mönch. Ja, ich fühle es, daß meine Kraft zum Widerstande erschöpft ist. Ich bin nicht zum Kampfe geboren. Diese Menschen haben mich überwunden, zerschmettert, vernichtet. Ich bin verloren, wenn Du mich nicht rettest. Gestern sah ich auf einmal, daß Du hier bist, und ein Hoffnungsstrahl dämmerte in mir auf. Ich habe Niemanden auf der Welt, der mir helfen könnte, als Dich."

Ach, was konnte ich für ihn thun, — ich, ein armer junger Student ohne Connexionen, Einfluß oder Geld! Vadoni hatte einen sehr romanhaften Plan entworfen, den ich ausführen sollte. Ich sollte ihm nämlich eine Verkleidung, eine Strickleiter und Ueberfahrt auf einem Schiffe nach Amerika verschaffen. Ich sah sofort

ein, daß dies meine Kräfte weit überstieg und sagte ihm das. Ich bemühete mich, ihm wieder Muth zu machen und ihn zum ferneren Widerstande anzureizen, aber vergebens. Es war kein Funke Energie mehr in ihm. „Ich bin unwiederbringlich verloren," rief er verzweiflungsvoll aus; „ich suchte Schutz gegen meine eigene Schwachheit. Zu welchem Zwecke sollte ich noch Widerstand leisten? Eine einzige halbe Stunde in jener schrecklichen **segreta** würde — — das fühle ich — alle Gegenwehr von meiner Seite besiegen!"

„Ich will zu Deinem Onkel gehen, wenn Du willst," sagte ich. „Schreib' ihm einen Brief und ich will ihn besorgen. Ich werde Deiner Sache das Wort reden, so gut ich kann."

„Nun gut," entgegnete Badoni verzagend; „morgen Abend hier in der Kirche sollst Du meinen Brief bekommen. Ich hoffe nichts davon, aber Gott segne Dich für Deine Bereitwilligkeit. Du bist immer freundlich gegen mich gewesen. Verlaß Dich auf meine Anhänglichkeit. Ich werde sicherlich ein schlechter Mönch sein, aber ich hoffe, niemals ein schlechter Freund."

Am Abende des nächstfolgenden Tages brachte er mir den Brief, und den nächsten verließ ich das Kloster, Gott weiß, mit welchen Gefühlen.

Noch denselben Tag begab ich mich nach dem Hause, wo Badoni's Onkel wohnte. Er war nicht zu Hause.

Ich ging den Tag darauf wieder hin und verfehlte ihn abermals. Nun ließ ich den Brief seines Neffen dort, dem ich einige Zeilen von mir selbst beilegte, in welchen ich den alten Mann bat, mir eine Zeit zu bestimmen, wo ich einige Worte mit ihm sprechen könne.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ich eine Antwort bekam. Endlich eines Morgens, als ich mich eben anschickte, meinen dritten Besuch abzustatten, erhielt ich von Mr. Badoni eine Einladung, zu einer bestimmten Stunde zu ihm zu kommen. Ich fand mich pünctlich ein.

Er war ein alter Mann von wenigstens siebzig Jahren, mit einem Gesicht wie ein Wiesel, hager, trocken und gelb wie Pergament, und ich fühlte gleich auf den ersten Anblick, daß die Sache meines armen Freundes verloren war.

„Denken Sie sich, mein Herr," sagte der Mann, „wie schmerzlich ich durch den seltsamen Brief meines Neffen überrascht ward, den Sie so gütig gewesen sind, an mich zu befördern, und dessen Inhalt Sie, wie ich weiß, kennen, (er betonte das Wort nachdrücklich) wenn Sie diesen zweiten Brief gelesen haben werden, den ich heute von ihm erhielt, und worin er zu meiner Freude alle Gesinnungen ausspricht, von denen er sonst beseelt zu sein pflegte."

Ich nahm den Brief, den er mir hinhielt, und las

ihn flüchtig durch. Allerdings war derselbe von der Hand des jungen Badoni. Er sprach darin sein inniges Bedauern aus, daß er den vorigen Brief abgesendet, den er, wie er sagte, in einem Augenblicke von Geistesabwesenheit geschrieben. Er betheuerte seine Bereitwilligkeit, die Güte seines Onkels gegen ihn dadurch anzuerkennen, daß er sich nun sofort dem Berufe widme, den er freiwillig gewählt.

„Ich will," setzte der alte Mann bezeichnend hinzu, „nicht die Ursache jenes vorübergehenden Irrthums untersuchen, dessen mein Neffe sich anklagt. Ich bin überzeugt, mein Herr, daß Sie in keiner Weise dazu beigetragen haben, denn Sie werden selbst wissen, wie unstatthaft und sogar gefährlich es wäre, sich in Dinge zu mischen, von welchen die ewige Seligkeit abhängt."

Mit diesen Worten complimentirte er mich hinaus, ohne daß ich Gelegenheit und Lust hatte, nur ein Wort zu sprechen. Ich errieth sofort, daß die segreta bedeutenden Einfluß auf den Entschluß meines armen Freundes ausgeübt hatte. So war er denn nun unwiederbringlich geopfert! Wenige Monate später hörte ich, daß der Novize Badoni das Gelübde abgelegt hatte.

Mein zweites Abenteuer war von nicht so trauriger, aber eben so lehrreicher Art. Vierzehn Tage lang hatte die ganze Stadt von nichts gesprochen, als von einer Monsterserenade, die, ich weiß nicht mehr wem, zu Ehren

veranstaltet werden sollte. Fantasio hatte Lust, sie mit anzuhören, und Cäsar und ich begleiteten ihn, nachdem wir die Erlaubniß unsers Vaters dazu erhalten hatten. Die Serenade war sehr schön, aber man bekommt Alles überdrüssig, selbst das Beste, und nachdem wir die Musik an zwei verschiedenen Plätzen angehört, hatten wir genug.

„Wir wollen einen kleinen Spaziergang machen," sagte Fantasio.

Wir zündeten unsere Cigarren an und machten uns auf den Weg. Plaudernd kamen wir an die Brücke von Carignano. Es war eine herrliche Nacht, hell wie der Tag. Der Mond schien in vollem Glanze auf die Vorderseite der Kirche von Santa Maria, und goß seine Silberfluthen auf das sich weithin streckende Meer. Von diesem herrlichen Anblicke angezogen, blieben wir einen Augenblick stehen und begannen dann, auf der Brücke hin und her zu gehen. Es war vielleicht Ein Uhr früh. Zwei Carabiniers kamen an uns vorüber, blieben stehen und schienen unsere Bewegungen zu beobachten.

Die Carabiniers waren ein gut organisirtes und gut bezahltes mit Ausübung der höhern Polizei beauftragtes Corps. Die Regierung, deren blinde Werkzeuge sie waren, betrachtete sie mit besonderer Gunst, während sie bei den Bürgern sehr verhaßt waren. Sie gingen stets paarweise herum, wie Mönche, waren so ziemlich höflich, aber dennoch absolut, und konnten niemals Unrecht ha-

ben. Einen besondern Groll hegten sie gegen die Studenten und zwar wegen des Antheils, den diese an der insurrectionellen Bewegung von 1821 genommen. Dieses Corps besteht noch jetzt, doch freue ich mich, sagen zu können, daß damit viele und gute Aenderungen vorgegangen sind.

Wir waren so einige Zeit rauchend hin und her spaziert, als die beiden Carabiniers gerade auf uns zukamen.

„Was machen Sie hier?" fragte einer davon.

„Wir gehen spazieren."

„Es ist aber sehr spät zum Spazierengehen."

„In einer so schönen Nacht ist es zum Spazierengehen niemals zu spät," antwortete einer von uns.

„Die Nacht ist zum Schlafe bestimmt," entgegnete der Soldat, „und Sie thäten besser, wenn Sie zu Bett gingen."

„Wir sind nicht schläfrig," riefen wir Alle.

„Das ist egal," entgegnete der Carabinier, „Sie werden wohl thun, wenn Sie nach Hause gehen."

„Ist dies ein Befehl, den Sie uns geben?"

„Allerdings, meine Herren," war die lakonische Antwort.

„Und wenn wir diesem Befehle nun nicht gehorchen?"

„So müssen wir Sie arretiren."

Was war zu thun? Sollten wir uns das Vergnü=

gen machen, die Nacht in Arrest zuzubringen, und unseren Familien eine Menge Unruhe und Besorgniß verursachen? Zu welchem Zwecke? Um den nächsten Tag mit einem Verweise nach Hause geschickt zu werden, — denn dies war gewöhnlich das Ende solcher Verhaftungen, deren schon mehrere vorgekommen waren. Diese Aussicht war keineswegs verlockend, und wir thaten daher klüger, wenn wir die bittere Pille hinunterschluckten. Wir verließen demnach die Brücke und gingen nach der Stadt zurück, während die beiden Carabiniers uns auf dem Fuße folgten.

Dieses kleine Abenteuer veranlaßt mich, einige Worte über die piemontesische Regierung und ihr Gebahren bis zu der Zeit zu sagen, wo das Statuto einem eben so unglaublichen als wahren Zustande der Dinge ein Ende machte. Wenige Thatsachen werden hinreichen, dem Leser einen Begriff davon zu geben. Wer geneigt sein sollte, mich der Uebertreibung zu beschuldigen, braucht blos eine kürzlich erschienene Geschichte von Piemont*) aufzuschlagen, welcher der größere Theil der hier erzählten Thatsachen und Anekdoten entnommen ist.

*) Storia del Piemonte dal 1814 ai giorni nostri, di Angelo Brofferio. Torino, 1851.

Neuntes Kapitel.

Zustände und Vorgänge in Piemont vor Verleihung einer Constitution.

Piemont schmachtete unter der schlimmsten aller Herrschaften, der Säbelherrschaft. Militairgouverneure und Commandanten beherrschten das Land wie ächte Pascha's. Da die Macht dieser Männer buchstäblich unbeschränkt war, so wurden tägliche Eingriffe in die Jurisdiction der Civilbehörden unvermeidlich, und bei der unausbleiblichen Verwirrung und dem beständigen Kampfe nach Oberherrschaft, der die natürliche Folge eines solchen Zustandes der Dinge war, kam der friedliche Bürger, der Gerechtigkeit weder zu suchen noch zu finden wußte, am schlimmsten weg.

Die folgende Thatsache mag einen Begriff von der Würde und Mäßigung geben, welche diese hohen Beamten bei der Ausübung ihres Amtes entwickelten.

Ein Herr hatte seinen Hut nicht abgenommen, als

der Wagen, in welchem der König saß, vorbeifuhr. Der Gouverneur von Genua trat sofort an ihn heran, überhäufte ihn mit den heftigsten Schmähreden und schlug ihm den Hut vom Kopfe. Dieser Herr gehörte einer der ersten Familien von Genua an und war überdies dem Kaiser Alexander von Rußland persönlich bekannt und stand in lebhaftem Briefwechsel mit ihm. Diesen Umständen und der Vermittelung seines mächtigen Gönners verdankte er die Genugthuung, die ihm endlich dadurch gegeben ward, daß man den Gouverneur von Genua in ein anderes Gouvernement versetzte.

Die Herrschaft der Commandanten in den kleinen Städten war eben so willkürlich und unumschränkt, wie die der Gouverneure, ihr Druck aber noch weit unmittelbarer. In volkreichen, großen Städten wird der Einzelne nicht so genau beachtet; ganz anders aber ist es in Landstädtchen, wo der Commandant jeden Einwohner persönlich und dem Namen nach kannte, und wo es ein unverzeihliches Verbrechen gewesen wäre, an dem kleinen Pascha vorüberzugehen, ohne den Hut abzuziehen.

Dem Militair zunächst in der Autorität oder vielmehr unumschränkten Gewalt stand die Geistlichkeit und die Mönche von jeder Farbe, besonders die Jesuiten. Diese berühmte Secte hatte das ganze Königreich gleichsam mit einem Netze umzogen. Sie hatten Etablissements in Voghera, Nizza, Aosta, Chambery, Turin und

Genua. Diese beiden letzten Städte waren ihr Hauptquartier. Ueberdies standen unter ihrem Einflusse und ihrer unmittelbaren Leitung viele religiöse, halb politische Brüderschaften, wie zum Beispiel die Ignorantelli, die Damen vom Sacro Cuore, die Congregation von St. Raphael für Kinder, die von Santa Dorotea für junge Mädchen 2c. 2c. Bei so vielfältigen und zahlreichen Mitteln zur Thätigkeit ist es nicht zu verwundern, daß es den Jesuiten gelang, den öffentlichen Unterricht zu monopolisiren. Primärschulen, Gymnasien, Universitäten — Alles stand unter ihrer Autorität. Der jesuitische Geist herrschte bei Hofe, unter den hohen Beamten und durchdrang jeden Zweig der Gesetzgebung und Verwaltung. Mit Einem Worte, um vorwärts zu kommen, war ein wirklicher oder erheuchelter Anschluß an diese Secte unerläßlich.

Die Bischöfe, deren Anschluß an diese Secte beinahe allgemein war, unterstützten die Jesuiten aus allen Kräften, und wurden wiederum von diesen bei den willkürlichsten und unverantwortlichsten Handlungen unterstützt. Der Bischof von Acqui ließ ein jüdisches geisteskrankes Mädchen aus den Armen ihrer Familie reißen unter dem Vorwande, daß sie Neigung verrathen, eine Christin zu werden. Die Mutter und zwei Brüder des unglücklichen Mädchens, welche sie zurückverlangten, wurden in's Gefängniß geworfen. — Die einzige Tochter des belgischen Chargé d'Affaires in Turin verliebte sich in einen jungen

Mann, dessen Stellung ihm nicht erlaubte, sich um ihre Hand zu bewerben. Ihr Vater war Protestant. Es genügte, daß das junge Mädchen einer mit den Jesuiten in Verbindung stehenden Dame zugeflüstert hatte, sie sei, wenn sie ihren Liebhaber dadurch bekommen könne, bereit, katholisch zu werden. Eines Nachts fand der Vater seine Tochter entführt. Nach unendlichen Nachforschungen entdeckte man, daß sie sich unter dem Schutze der Damen vom Sacro Cuore befand; aber alle Bitten und Vorstellungen des diplomatischen Corps waren nicht im Stande, die Wiederauslieferung des irregeleiteten Mädchens zu bewirken.

Was die Gesetzgebung betrifft, so genüge es, zu sagen, daß die Statuten von 1770 die Basis derselben bildeten. Der König Victor Emanuel setzte sie, als er 1814 wieder auf den Thron gelangte, auf's Neue in Kraft, und zwar aus Haß gegen die französischen Gesetze, welche seit 1798 im Lande geherrscht hatten. Es hieß dies mit einem einzigen Federstriche Erstgeburtsrecht, Privilegien aller Art, Mönche aller Farben, Militairgerichte, geistliche Gerichte und dergleichen wieder in's Leben rufen. Die Tortur ward allerdings durch ein späteres Decret abgeschafft, aber Hinrichtungen durch das Rad, Zerreißen mit glühenden Zangen, Abhacken der rechten Hand vor dem Hängen, das Viertheilen der Verbrecherleichen und das Aufstecken menschlicher Gliedmaßen ward aufrecht er-

halten bis zum Jahre 1831, wo der König Carl Albert neben andern heilsamen Reformen auch hierin eine Aenderung traf.

Einige der bereits erzählten Thatsachen werden den Leser in den Stand gesetzt haben, einigermaßen den Grad der Achtung zu beurtheilen, in welchem die persönliche Freiheit stand. Ein Verhaftsbefehl war niemals nothwendig, um einen Bürger in's Gefängniß abzuführen. Der Gouverneur, der Commandant, der Polizeidirector, der Fiscaladvocat, der Friedensrichter, die Carabiniers bis zu dem niedrigsten Polizeispion herab hatten Alle das Recht, Verhaftungen vorzunehmen. Aber wenn es einerseits leicht war, in's Gefängniß hinein, so war es andrerseits furchtbar schwer, wieder heraus zu kommen. Heute ward vielleicht ein Gefangener auf Befehl des Magistrats in Freiheit gesetzt, und morgen auf Befehl des Gouverneurs, des Polizeidirectors oder des Commandanten wieder zur Haft gebracht. Ein Beispiel möge genügen.

Die Marquise von — stellte gegen den Magistrat des Fleckens Pecetto wegen eines angeblichen Eingriffs in ihr Gebiet eine Criminalklage an. Der Senat (der höchste Gerichtshof) wies die Marquise ab und sprach die Angeschuldigten frei. Das Urthel des Senats erschien in den Augen der Familie der Marquise, welche sehr mächtig war und Freunde bei Hofe hatte, als eine Beleidigung. Aus diesem Grunde wurden eines Tags die

sämmtlichen Magistratspersonen von Pecetto verhaftet und nach Turin in's Gefängniß abgeführt. Der Advocat, welcher die Angeschuldigten vor dem Senat vertheidigt hatte, eilte sogleich zu dem Polizeidirector und zeigte ihm das freisprechende Urthel des Senats. Der Polizeidirector antwortete lächelnd:

„Der Senat hat wohl gesprochen, aber ich noch besser," und damit schickte er den Advocaten ohne weitere Erklärung wieder fort. Die Gefangenen wurden nicht eher wieder freigelassen, als bis es der Marquise beliebte, und sie mußten versprechen, daß sie sich künftig wie „rechtschaffene Leute benehmen wollten, welche die Furcht vor Gott und den Menschen immer vor Augen hätten."

Das Briefgeheimniß ward, wie man sich leicht denken kann, fortwährend verletzt, ohne daß man sich die Mühe gab, es zu verhehlen.

Unter einem solchen System versteht es sich von selbst, daß von Preßfreiheit nicht die Rede sein konnte. Drei offizielle Zeitungen, eine in Turin, eine in Genua und die dritte in Chambery, machten die gesammte politische Presse des Landes aus. Sie brachten die Regierungsverordnungen, die Hofneuigkeiten und an Mittheilungen über das Ausland nur die, deren Druck von der vorgesetzten Behörde erlaubt ward. Bücher erschienen fast gar nicht, höchstens einige rein wissenschaftliche Werke und einige fade Romane. Die Censur in Bezug auf das

Theater ward so weit getrieben, daß man an die Stelle des Wortes Freiheit (libertà) in einem Chore der Oper Norma das Wort Loyalität (lealtà) setzte.

Hierbei fällt mir eine merkwürdige Anecdote ein.

Signor Ronconi, berühmter Baritonist und beim Publikum sehr beliebt, hatte einmal in dem Feuer der Darstellung die eben erwähnte Aenderung außer Acht gelassen, und erhielt dafür drei Tage Gefängniß, um sein Gedächtniß zu stärken. Nicht lange darauf, als in Signor Ronconi's Rolle in der Oper, der Liebestrank, in Bezug auf einen jungen Bauer, der sich von den Soldaten anwerben lassen, der Vers vorkam: „Vendè la libertà, si fè soldato" (er verkaufte die Freiheit und ward Soldat), änderte Signor Ronconi, der nicht ohne Witz war, den Text dahin, daß es hieß: Vendè la lealtà, si fè soldato (er verkaufte seine Loyalität und ward Soldat). Diese Variante ward von dem Publikum mit ungeheuerem Beifall aufgenommen. Den nächsten Tag ward der Künstler vor die Polizei citirt, um einen Verweis zu erhalten, weil er sich unterstanden, zu sagen, die Loyalität könne verkauft werden. Der Sänger entgegnete hierauf, daß man ihm erst vor wenigen Tagen sehr nachdrücklich eingeschärft habe, daß die Loyalität überall an die Stelle der Freiheit zu treten habe. Hierbei hatte die Sache ihr Bewenden; sie gab der ganzen Stadt auf Ko-

sten der Regierung Stoff zum Lachen und vermehrte Signor Ronconi's Popularität nicht wenig.

Die einzigen ausländischen Zeitungen, denen der Zutritt gestattet war, waren die Gazette de France und die Quotidienne, zwei ultraabsolutistische Journale. Das Gesetz bestrafte Jeden, der ein den Prinzipien der Monarchie feindliches Buch oder Zeitungsblatt einführte, mit zwei bis fünf Jahren Strafarbeit, in gewissen Fällen sogar mit dem Tode, und Jeden, der solche Bücher oder Zeitungen mit der Post empfing, ohne sie den Händen der Behörde zu überantworten, mit zwei Jahren Gefängniß. Eine bedeutende Belohnung war Jedem verheißen, der so etwas zur Anzeige brachte.

Das Geschäft der Spione und Angeber war überhaupt ein sehr blühendes. Dieses Ungeziefer umsummte die Gesellschaft, wie Fliegen das Aas. Es gab Spione in allen Schichten und Klassen. Die geheime Polizei war die sichere Zuflucht aller Veteranen der Ausschweifung und Verbrechen. Viele von Diesen verschmähten jede Verstellung und trugen ihre Schande öffentlich zur Schau, indem sie ihr Handwerk am hellen, lichten Tage betrieben. Die Piazza Nuova, nicht weit von dem herzoglichen Palaste zu Genua, war der Sammelplatz dieser Elenden. Hier versammelten sie sich zu gewissen Stunden des Tages in großer Anzahl, bildeten kleine Gruppen und gingen, zum großen Aerger der rechtschaffenen Bürger, mit ge-

schäftiger Miene hin und her. Ihre Schlachtopfer waren besonders die kleinen Handelsleute, von welchen sie unter der Drohung, sie als Liberale zu denunciren, eine Art Tribut erhoben. Das anerkannte Haupt dieser Creaturen war ein Mann, mit dessen Namen ich das Papier nicht beschmutzen will; wer aber das Leben in Genua aus jener Zeit genau kennt, wird sogleich wissen, wen ich meine, wenn ich hinzufüge, daß dieser Mensch im Jahre 1845 oder 1846 wegen Mordes in Anklagestand versetzt, schuldig befunden und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt ward.

Ich sage nichts von der Behandlung, welche politisch Angeklagten zu Theil ward, da ich vielleicht später Gelegenheit erhalte, darauf zurückzukommen. Vor der Hand schließe ich diese Mittheilungen mit einer Anekdote, die streng historisch ist und von welcher man nicht weiß, welche Seite die hervorragendere ist — ob die lächerliche oder die empörende.

Ein politischer Gefangener, der schon seit langer Zeit in der Festung Mondovi saß, hatte wiederholt den Commandanten um Erlaubniß gebeten, sich rasiren lassen zu dürfen. Der Commandant berichtete deßhalb an den Gouverneur der Provinz Cuneo, welcher die gewünschte Erlaubniß durch folgende Depesche ertheilte, die ich wörtlich mittheile:

„Der Gefangene soll mit Händen, Armen und Bei-

nen an den Stuhl angebunden werden. Zwei Schildwachen sollen, eine auf seiner rechten, die andere auf seiner linken Seite stehen und hinter ihm ein Soldat mit blankem Säbel. Vor ihm soll der Commandant stehen, mit dem Major der Festung auf der einen und seinem Adjutanten auf der andern Seite. In dieser Stellung," so schloß die Depesche, „ist es dem Gefangenen erlaubt, sich mit aller Bequemlichkeit (con tutto suo comodo) rasiren zu lassen."

Zehntes Kapitel.

Qualvolle Entdeckung und viel erfolglose Mühe. — Das Thal von San Secondo.

Zwei Jahre sind verstrichen. Ich bin nun ein und zwanzig Jahre alt, und mein Bartwuchs steht unter dem Kinn in der schönsten Blüthe. Ich würde auch einen schönen Schnurrbart haben — als Kind der Gegenstand meines Ehrgeizes, wenn Schnurrbärte nicht unbarmherzig verboten wären. Ich habe einige Versuche gemacht, einen solchen zu tragen, aber alle sind vereitelt worden. Eines Tages, es ist schon lange, lange her, begegnete mir Signor Merlini in der Vorhalle der Universität und betheuerte, weil ich einen kaum sichtbaren Anflug von Bart auf der Oberlippe trug, er hätte mich für einen Pionier angesehen. Ich verstand den Wink, und mein keimender Schnurrbart fiel unter dem Messer. Zwölf Monate später, als der Schnurrbart dichter als je wieder zum Vor-

schein gekommen war, hatte der Polizeidirector die Güte, mir durch meinen Vater sagen zu lassen, wenn ich diesen Schmuck nicht selbst wieder entfernte, so würde er es besorgen lassen. Dieses Verfahren war dann sehr einfach und schon oft dagewesen. Zwei Carabiniere ergriffen den Delinquenten bei den Armen, zerrten ihn in einen Barbierladen und blieben stehen, so lange die Operation dauerte. Ich fügte mich daher und opferte meinen Bart abermals.

Meine Studien näherten sich ebenso wie die meines Bruders ihrem Ende. Obschon ein Jahr später inscribirt als ich, hatte Cäsar mich in Folge meiner Relegation eingeholt. Wenn noch ein Jahr vergangen ist, so wird Genua einen Advocaten ohne Clienten, und einen Arzt ohne Patienten mehr besitzen. Cäsar ist in den letzten zwei Jahren seinem Aeußern nach viel männlicher geworden. Er ist nicht ganz so groß, als ich bin, aber besser gebaut und viel stärker. Die Farbe der Gesundheit glüht auf seinen Wangen. Seine Züge sind nicht sehr regelmäßig, aber im Ganzen genommen angenehm. Er hat einen schönen Mund und herrliche Zähne, und sein wallendes kastanienbraunes Haar beschattet die breite, schöngeformte Stirn. Was mich betrifft, so habe ich einen sehr dunkeln Teint, bin sehr bleich, und für meine Körperlänge, welche die Mittelgröße überragt, viel zu hager. Mein Antlitz trägt, wenn es ruhig ist, einen

Ausdruck von Erschlaffung, der einem so jungen Manne übel ansteht, aber es klärt sich auch sehr schnell auf und sieht dann ganz anders. Das einzige Schöne, was ich habe, ist — wenn Etwas, was in Italien so häufig ist, als etwas Schönes betrachtet werden kann — eine Fülle sehr schwarzen Lockenhaares.

Mein jüngster Bruder hat soeben mit einer ganzen Wagenladung voll Bücher und Lorbeerkränze das Colleg verlassen. Außerdem ist in unserem Hause keine bemerkenswerthe Veränderung vorgegangen; mein Vater ist steif und kalt wie sonst — meine Mutter geduldig, sanft und schüchtern wie immer. Seitdem wir Männer geworden, sind unangenehme Auftritte seltener geworden. Wir sind mehr darauf bedacht, sie zu vermeiden. Es ist uns auch ein wenig mehr Freiheit gestattet, und wir dürfen nach dem Abendessen ausgehen, ohne daß wir uns davonzuschleichen brauchen. Von unserem Onkel, dem Kanonicus, sind schlimme Nachrichten über die Ernte eingegangen. In Folge der Hitze oder der Kälte ist dies das zweite Jahr, wo die Oliven mißrathen sind. Mein Vater hält bei dieser Gelegenheit einige lamentable Vorträge, welche wir schweigend anhören, und es wird in unserem Hauswesen das strengste Sparsystem eingeführt. Onkel Johann ist der freundliche, gutmüthige Sonderling, der er von jeher gewesen. Cäsar und ich speisen alle Wochen regelmäßig ein Mal bei ihm, wo er dann nie ver-

fehlt, zu bemerken, daß die Krankheit in der Wurzel des Baumes liege und daß die Jugend nur allzugeneigt sei, ihre Wünsche für Wirklichkeit zu halten. Offenbar überwacht uns Onkel Johann und hegt allerlei Befürchtungen.

Mit Fantasio sind wir so intim als je, oder wo möglich noch mehr. Er hat das Joch der Universität von sich geschüttelt, und ist jetzt Doctor beider Rechte. Der Kreis seiner Bekanntschaften hat sich allmählig erweitert, und sein Einfluß wird immer größer. Er gründete im vorigen Jahr ein Journal und machte eine Reise nach Toscana. Das Journal lebte wie eine Rose nur Einen Tag, das heißt, es ward mit der zehnten Nummer von der Censur ohne Weiteres unterdrückt. Was die Reise betrifft, so ist ihr Zweck, mit Ausnahme einiger weniger Eingeweihter, zu denen Cäsar und ich gehören, für alle Anderen ein Geheimniß.

Fantasio war schon lange mit dem Plane umgegangen, einen geheimen Bund wie die Hetaireia zu gründen, und hatte einen vollständigen Plan darüber ausgearbeitet, den er uns zeigte, und dem wir unsern ganzen Beifall schenkten. Zu den literarischen Bekanntschaften, welche Fantasio durch seine früheren Beiträge für ein florentinisches Journal sich in Toscana erworben hatte, gehörte eine Anzahl liberaler, feuriger junger Männer, denen er seinen Plan mitzutheilen wünschte, um sie zu bewegen, demselben beizutreten, und auf diese Weise den Bund in

zwei italienischen Provinzen gleichzeitig zu gründen, denn Fantasio's Ehrgeiz trachtete nach nichts Geringerem, als die sämmtlichen verschiedenen Theile der Halbinsel mit einem und demselben Bande zu umschlingen. Dieser, und kein anderer, war der wirkliche Beweggrund seiner Reise. Seine toscanischen Freunde wären auch sehr geneigt gewesen, auf seine Absichten einzugehen, aber zufällig hatten sie kurz vorher Eröffnungen derselben Art von einer Vendita der Carbonari erhalten, die ihren Sitz in Bologna hatte, und was konnte es, sagten sie, nützen, eine neue Gesellschaft zu gründen, wenn eine bereits bestehende, die über mächtige Mittel zu verfügen hatte, zugänglich war?

Fantasio mußte das Richtige dieser Bemerkung anerkennen und gab seinen politischen Plan wieder auf. Er beschloß indessen, seine Reise nach Toscana auf andere Weise zu verwerthen, und es gelang ihm, einem Plane zu einem literarischen Wochenblatt Annahme und Billigung zu verschaffen. Er machte sich, zugleich mit im Namen seiner genuesischen Freunde, zu Beiträgen für die neue Zeitschrift verbindlich, welche in Florenz erscheinen sollte, wo die Censur mit ziemlicher Toleranz gehandhabt ward.

Nachdem dies geordnet war, verließ Fantasio seine toscanischen Freunde, mit welchen er noch die Verabredung getroffen, daß man, wenn die Eröffnungen von Bologna zu einem Zwecke führten, ihn davon in Kenntniß setzen solle. Gelänge es ihm dagegen mittlerweile, sich selbst

mit den Carbonari in Verbindung zu setzen, die in Genua nicht gleichzeitig thätig sein konnten, so wollte er es ihnen ebenfalls zu wissen thun. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie freudig wir Fantasio bei seiner Wiederankunft in Genua empfingen. Niemals werde ich den frohen Siegerblick vergessen, mit welchem er, als er aus dem Wagen stieg, sagte: „Die italienische Hetaireia ist gefunden!“

Indessen, er hatte zu früh triumphirt, denn trotz alles Eifers, mit welchem er mit uns gemeinschaftlich diese italienische Hetaireia suchte, waren wir doch nicht im Stande, eine Spur davon zu finden. Dieses Mißglücken aber war weit entfernt, uns zu dem Schlusse zu führen, daß Carbonari nicht vorhanden, oder wenigstens in Genua nicht thätig wären; unser Glaube ward dadurch nur noch mehr befestigt, und wir fühlten uns durchdrungen von Ehrfurcht gegen diesen furchtbaren Bund, der sein Geheimniß so gut zu bewahren wußte, daß er, obschon überall gegenwärtig, doch nirgends zu fassen war. König Ferdinand, der sich damals nach Sicilien geflüchtet hatte, benutzte das Nationalgefühl dieser Secte so viel als möglich, ermuthigte sie, so viel in seinen Kräften stand, und ging so weit, daß er ein Mitglied derselben ward. Von dieser Zeit an hatte sich der Bund über das ganze Königreich Neapel und von da über alle Theile Italiens verbreitet. Die Carbonari waren es, welche die Revolu-

tion von Neapel und Piemont im Jahre 1821 vorbereitet und zum Ausbruch gebracht hatten, obschon sie seit den letzten Jahren von demselben König Ferdinand, den sie wieder auf den Thron gesetzt hatten, auf das Unbarmherzigste verfolgt worden waren. Papst Pius VII. hatte den Bund excommunicirt, und die Mitgliedschaft ward mit dem Tode bestraft.

Diese übertriebene Strenge hatte diese Secte, weit entfernt, sie zu vermindern, nur noch mehr gekräftigt und ihr immer mehr neue Anhänger zugeführt. Ein düsterer poetischer Nimbus umgab diese exceptionellen Wesen, von welchen das gemeine Volk sich erzählte, sie hielten ihre Versammlungen zu mitternächtlicher Stunde in Wäldern und Höhlen, und sie setzten ihr geheimnißvolles Werk fort, ohne sich durch die Donner des Vaticans oder die Aussicht auf das Blutgerüst schrecken zu lassen.

Wir hatten keine Hoffnung übrig, als auf unsere Freunde in Toscana, und diese wurden uns auch nicht untreu. Drei Monate nach der Rückkehr Fantasio's kamen zwei junge Leute mit einem Auftrage an ihn und pochten an seine Thür. Die Nachrichten, die sie brachten, waren gleichzeitig gut und schlimm. Die Eröffnungen von der Vendita zu Bologna hatten zu den zufriedenstellendsten Ergebnissen geführt. Der Carbonarismus ward jetzt in ganz Toscana organisirt, und Venditas waren bereits in allen größeren Städten errichtet; ein Spezialbe-

fehl von der ursprünglichen Vendita zu Bologna aber beschränkte das Werk bloß auf Toscana und verbot ausdrücklich, darüber hinauszugehen. Es sei dies, sagten sie, unumgänglich nothwendig, um die Geheimhaltung und Einheit zu bewahren. Jede Provinz hatte ihren Mittelpunct der Thätigkeit, der auf die Provinz selbst beschränkt war, ohne alle Berührung mit andern Provinzen der Halbinsel. Die oberste Vendita allein, die in Paris stationirt ward, hielt alle Fäden dieser verschiedenen Mittelpuncte in ihrer Hand, und konnte sie zu jedem beliebigen Augenblicke mit einander in Verbindung bringen. Unsere toscanischen Freunde konnten daher weiter nichts für uns thun, als uns den Namen und die Adresse eines der vornehmsten Mitglieder der Vendita zu Bologna mittheilen. Die beiden jungen Abgeordneten hatten keine Aufträge an die guten Cousins (so nannten die Carbonari sich ebenfalls) in Genua; aber sie waren, wie sie sagten, überzeugt, daß das Werk hier eben so gut fortschreite, wie anderwärts, denn der Bund sei überall.

Was war zu thun? Es gab bloß Ein Mittel, den Zauber zu lösen — man mußte nach Bologna gehen. Fantasio entschloß sich, dies zu thun, und begab sich auf das Polizeiamt, um sich einen Paß zu holen. Damals war es eine Staatsangelegenheit, einen Paß zu bekommen. Man fragte ihn, was für Geschäfte er in Bologna zu besorgen habe. Fantasio antwortete, sein Geschäft sei,

erstens diese alte, berühmte Stadt zu sehen, und dann, einige sehr seltene handschriftliche Copieen der Divina Commedia, die nur in der dortigen Bibliothek zu finden seien, einzusehen und zu vergleichen. Wenn er keine dringenderen Geschäfte zu besorgen hätte, entgegnete man ihm, so könne er warten. Bologna und die Bibliothek der Akademie würden nicht gleich fortfliegen. Er wäre ja schon voriges Jahr in Toscana gewesen, und es wäre daher jedenfalls besser für ihn, wenn er jetzt ruhig zu Hause bliebe und ausruhe. Fantasio konnte also nicht fort.

Wir — Cäsar, Sforza und ich, nebst noch einigen Andern — wurden den beiden Emissairen aus Toscana am Tage vor ihrer Abreise vorgestellt. Wie klein fühlte ich mich in Gegenwart dieser beiden jungen Leute, welche gewählt worden waren, um ihr Leben für die Sache der Nation auf's Spiel zu setzen! Ich glaubte, ich sei kaum würdig, ihnen die Hand zu drücken. Ich hätte ihnen zu Füßen fallen und sie anbeten können. Das Gespräch drehete sich natürlich um die Association, auf welcher alle unsere Gedanken und Hoffnungen beruheten. Die hohe Meinung, die sie von dem Umfange und der Macht dieses Bundes hatten, war sehr verführerisch. Der Carbonarismus war ein ungeheures Netz, welches ganz Europa umschloß. Ein Zeichen von der obersten Vendita in Paris konnte den ganzen Continent in Flammen setzen. Das Königreich Neapel allein zählte vierzigtausend affiliirte

Mitglieder. Die Eingeweihten des geheimnißvollen Bundes standen an den Stufen des Thrones und saßen in der bescheidensten Hütte. Der Richter auf seinem Richterstuhl und der Angeklagte vor den Schranken erkannten mittelst eines unbemerkbaren Zeichens einander als Brüder. Ein Mann, der zum Tode verurtheilt worden (sein Name und das Land, wo die Sache geschehen war, wurden genannt), und den nächsten Tag hingerichtet werden sollte, ward plötzlich während der Nacht seiner Fesseln entledigt und mit den Mitteln zur Flucht versehen. An einem einzigen Worte, welches der Gefangene hatte fallen lassen, hatte einer seiner Wächter in ihm einen Bruder Carbonaro erkannt und ward ihm nun zur Flucht behülflich.

Die beiden Emissaire hatten noch einen besondern Auftrag an die oberste Vendita in Paris. Paris und die oberste Vendita! Eine Wolke, welche den zündenden Blitzstrahl birgt! Namen wurden geflüstert — Namen, die ich nie ohne einen ehrfurchtsvollen Schauer hatte nennen hören — Namen, die in meinen Augen Halbgötter repräsentirten — Lafayette, Lamarque, Foy u. s. w. u. s. w. Das Herz ward mir zu weit, der Kopf schwindelte, ein leidenschaftliches Verlangen, eine große That zu vollbringen, bemächtigte sich meiner. Wie glücklich waren diese jungen Männer — wie bewunderte, wie beneidete ich sie! Zwei schöne, edle, herrliche Jünglinge, die jedes Wort

glaubten, das sie sagten, und bereit waren, die Wahrheit desselben mit ihrem Blute zu bezeugen! Der Eine fiel erst kürzlich in dem letzten italienischen Kriege in einer Vorstadt von Bologna. Friede sei mit Dir, tapferer Marliani!

Die Vorfälle, die ich soeben mitgetheilt, sind die einzigen von einiger Bedeutung in den ganzen zwei Jahren, die wir übersprungen haben. Ich mußte aber den Leser davon in Kenntniß setzen, weil er sonst das Nachfolgende nicht recht verstehen würde. Ich kehre nun zu meiner Erzählung zurück.

Wir sind auf dem Lande. Da meine Mutter den ganzen Winter hindurch einen bösen Husten gehabt hatte, der sich trotz der wechselnden Jahreszeit immer noch nicht verlor, so hatten die Aerzte ihr gerathen, die Wirkung der Landluft zu versuchen — aber nicht die auf der meiner Mutter zugehörigen Villa, weil sie dort zu rauh und scharf für sie war, sondern eine mildere und weniger trockene. Wir hatten daher ein kleines Haus in San Secondo gemiethet, einem jener zahlreichen Thäler, in welche das prachtvolle Thal des Bisagno ausläuft. Es war ein herrlicher einsamer Platz, grün wie ein Smaragd und ruhig wie ein Urwald der Neuen Welt.

Das Haus, welches wir bewohnten, war nicht groß, aber nett und bequem; die Aussicht aus den Fenstern, obschon beschränkt, wahrhaft schön. Eine weite Wiese, be-

lebt durch friedlich weidende Viehheerden, dehnte sich längs der Fronte hin, während ein üppiggrünender Gürtel die übrigen drei Seiten einschloß. Am Ende der Wiese braus'te der Strom vorüber, über welchen eine hölzerne Brücke führte, die einen malerischen Anblick gewährte. Auf der entgegengesetzten Seite stand eine lange Allee von alten Cypressenbäumen, an deren äußerstem Ende die Pfarrei und die bescheidene Dorfkirche mit ihrem schlanken Thurme lagen, der kühn über die Bäume hinausragte, als ob er den ersten rosigen Schimmer der aufgehenden Sonne erhaschen wollte. Der eigenthümliche Reiz dieser kleinen Landschaft lag in ihrem vollständig idyllischen Charakter. Das Haus ward gegen den Nordwind durch den Berg Fasce geschützt, welcher dahinter aufstieg, und dessen üppige Vegetation schon in warmen herbstlichen Farbentönen zu glühen begann.

Fantasio's Wohnung war nur eine Viertelstunde von uns entfernt. Seht da draußen jenseits der Kirche auf dem Hügelabhange uns gegenüber das weiße Haus mit den grünen Jalousieen. Wir sehen es ganz deutlich aus unsern Fenstern durch die Bäume hindurch. Das ist Fantasio's Casino. In der Regel kam er in der frühen Morgendämmerung und wanderte mit uns den Berg Fasce hinauf, aber sehr langsam — denn meine Mutter war mit dabei, und wir fürchteten, sie allmählig zu ermüden. Auf einer gewissen Höhe angelangt, machten wir

hier Halt, bereiteten ihr einen bequemen Sitz von Moos und Gras, und warteten auf die Ankunft des neugeborenen Tages. Weit, weit unter unsern Füßen breitete sich das unermeßliche Meer aus, immer mannichfaltig, immer schön, und schien durch sein sanftes Schwellen die aufgehende Sonne wie mit einem Schauer der Liebe und Freude zu begrüßen.

Zuweilen gingen wir auch am frühen Morgen mit unsern Jagdgewehren hinüber zu Fantasio, und streiften dann in den Weinbergen herum. Wie herrlich war dieser Hügel mit seiner weichen Luft, durchdrungen von dem Wohlgeruch tausend wilder Blumen, und mit seiner prachtvollen Aussicht auf das Panorama des Hafens und der Stadt Genua, der Stolzen! Oft vergaßen wir die Jagd und verbrachten Stunden in schweigender Betrachtung.

Aber dennoch waren wir nicht glücklich! Ein Enthusiasmus, der keinen Gegenstand fand, an dem er sich auslassen konnte, eine Fülle von Lebenskraft in uns, die aus Mangel an Thätigkeit in unfruchtbarem Sehnen sich verzehrte — dies war das Uebel, welches gleich dem Rost an unserem Leben nagte. Unsere gänzliche Unfähigkeit, etwas Gutes, oder was uns etwas Gutes schien, zu wirken, fraß wie ein Wurm, der nicht stirbt, an unserem Herzen.

Fantasio hatte zweimal an die beiden Emissaire geschrieben, um näheren Aufschluß zu erhalten, aber keine

Antwort empfangen. Wie wäre es, wenn wir selbst nach Paris gingen? Aber wie sollten wir einen Paß bekommen? Wie Schade, daß unser Onkel, der Kanonikus, nicht Kanonikus an der Kathedrale zu Bologna war! Wie wäre es, wenn wir einen Versuch machten, Fantasio's Associationsplan zu realisiren! Wir waren in großer Verlegenheit. Sforza und Alfred besuchten uns zuweilen (Alfred war seit einem Monat als Doctor der Medizin von Pisa zurückgekehrt), und diesen verbargen wir keinen unserer geheimsten Gedanken. Sforza meinte, wir machten viel Lärm um nichts, und nach seiner Ansicht brauchten wir, wenn wir die Regierung stürzen wollten, weiter nichts zu thun, als eine Fahne mit den italienischen Farben zu nehmen, damit auf die Straße zu gehen und zu rufen: „Es lebe Italien! Es lebe die Freiheit!" und die Sache wäre gemacht. Alfred machte große Augen und sah verdutzt aus, wie er sonst zu thun pflegte, wenn Cäsar und ich in seiner Gegenwart von Prinzessinnen und unterirdischen Schätzen sprachen.

„Aber wo sind diese Carbonari! wo in aller Welt halten sie sich verborgen?"

Dies war der Refrain, mit welchem alle unsere Gespräche über diesen Punct schlossen.

Die Täuschung, welche wir in dieser Beziehung erfahren hatten, ging mir sehr im Kopfe herum, war aber nicht die einzige Ursache meiner Unruhe. Ich empfand

seit einiger Zeit ein unbestimmtes Gefühl von Unbehaglichkeit, einen Mangel an Interesse für Alles, eine gewisse Leere in meinem Leben, die ich nie zuvor gekannt. Besonders seitdem ich auf dem Lande war, bemächtigten sich meiner zuweilen sonderbare Empfindungen, die mich beängsteten und mir die Thränen in die Augen emportrieben. Der Anblick der schönen Natur, anstatt mich zu erheitern, machte mich traurig und niedergeschlagen. Zu gewissen Zeiten empfand ich ein krankhaftes Verlangen nach Einsamkeit, und saß oft stundenlang am Fuße eines Baumes in dem entferntesten Winkel unseres abgelegenen Thales, in dumpfes Hinbrüten versunken. O, könnte ich nur einmal eines jener verworrenen Gebilde festhalten, eine jener Töchter der Luft, die durch meine Phantasie ziehen, gleich den Staubatomen, welche in einem Sonnenstrahl tanzen! Wie fern waren die Zeiten, wo ich von Prinzessinnen mit goldenen Locken und Korallenlippen träumte! Jetzt war ich vollkommen empfänglich für die Schönheit meiner liebenswürdigen Landsmänninnen. Einer meiner Cousins hatte kürzlich geheirathet, und der Anblick des jungen Paares bei der Hochzeit hatte eine plötzliche Umwandlung in mir hervorgerufen. Die beiden jungen Leute sahen so schön, so glücklich, so liebend aus, daß ich sie förmlich beneidete. Nicht als ob ich gerade gewünscht hätte, den Platz meines Vetters Petro einzunehmen, sondern ich wünschte blos, eben so geliebt zu werden, wie er es war. Wie wonnig mußte es sein, zu lieben und geliebt zu werden! Ein solches Doppelleben mußte ja auch die Freuden des Daseins verdoppeln.

Der Rector von San Secondo brachte oft den Abend bei uns zu, und ebenso besuchten wir zuweilen das

Pfarrhaus. Dieser Rector erfreute sich jetzt in seinem fünf und sechzigsten Jahre eines munteren Greisenalters, und war ein Mann von patriarchalischer Einfachheit, halb Priester, halb Landwirth. Anstatt seiner Gemeinde lange Predigten zu halten, bauete er ihnen Straßen, reparirte die Brücke, mähete das Gras und brachte Denen, welche krank waren, die Ernte ein. Oft trafen wir in dem Pfarrhause einen andern Rector eines benachbarten Dorfes, der mit dem unsern sehr intim war. Er war ein alter, feister, keuchender Exmönch, welcher aussah, als ob er über kurz oder lang im Fett ersticken müßte.

Oft kam das Gespräch auf Politik; die beiden Priester waren Liberale und trugen kein Bedenken, eine Menge tadelnde Bemerkungen über die Regierung auszusprechen. Der Exmönch war dabei der Heftigere. Er war zur Zeit der Franzosenherrschaft Freimaurer geworden, und bildete sich darauf nicht wenig ein. Seine hervorstechendste Eigenthümlichkeit war ein herzlicher Abscheu vor allen Mönchen im Allgemeinen, und vor dem Orden, dem er angehört hatte, insbesondere. Seine Politik concentrirte sich in den unaufhörlich von ihm wiederholten Worten: „An den Galgen mit allen Mönchen!“

In einer Ecke des Zimmers saß die Tochter der Haushälterin des Rectors und spann — ein sechzehnjähriges Bauernmädchen von seltsamem Aussehen. Sie hieß Santina, aber wir nannten sie die Zigeunerin, denn sie hatte auch in der That das schwarze, glänzende Haar und den schönen braunen Teint einer Zigeunerin. Ihre großen Augen waren schwarz und feurig, und ihr Blick durchbohrend wie ein Pfeil. Auf den ersten Blick hatte ihr Gesicht etwas Abstoßendes; wenn man sich aber einmal daran

gewöhnt hatte, so entdeckte man darin einen eigenthümlichen Zauber, der immer stärker ward. Santina verlor kein Wort von unserem Gespräch, welchem sie mit der gespanntesten Theilnahme folgte. Nur selten sagte sie selbst etwas dazu, aber wenn es geschah, immer etwas Originelles. Der Ausdruck ihres Gesichts und ihr ganzes Wesen verrieth, daß mächtige Leidenschaften in ihr schlummerten.

Mit Ausnahme Alfreds und Sforza's hatten wir nur wenig Besuche. Mein Vater, der keinen Geschmack am Landleben fand, kam nur selten zu uns heraus — vielleicht alle vierzehn Tage nur einmal. Was Onkel Johann und meinen ältesten Bruder betraf, der als Advocat schon eine leidliche Praxis bekam, so waren diese durch ihre Geschäfte an die Stadt gebunden, ausgenommen des Sonntags, wo sie kamen und den Tag in San Secondo zubrachten.

Wir dagegen gingen oft in die Stadt, denn der Weg betrug kaum anderthalb Stunden. Cäsar, Fantasio und ich gingen stets alle drei mit einander hinein und heraus. Ich war daher eines Morgens nicht wenig überrascht, zu finden, daß sie sehr zeitig nach der Stadt aufgebrochen waren, ohne mich vorher davon in Kenntniß zu setzen. Am Abend kamen sie wieder, ohne sich weiter darüber zu erklären. Einige Tage gingen sie auf dieselbe Weise fort und erwähnten abermals nichts davon. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, sagte aber nichts. Einen andern Tag trat ich unversehens zu ihnen, als sie eben in einem sehr lebhaften Gespräche begriffen waren. So wie sie mich gewahrten, brachen sie plötzlich ab und schienen sehr verlegen zu sein. Wir sprachen oft wie früher über Po-

litik, aber ich bemerkte, daß der Name Carbonari nie über ihre Lippen kam, gerade so, als ob die Carbonari niemals existirt hätten. Ja, es läßt sich nicht bezweifeln, sie haben es gefunden! Das furchtbare Räthsel, dem wir Monate lang nachgetrachtet, ist endlich gelös't. Aber warum theilen sie mir diese gute Nachricht nicht auch mit? Trauen sie mir vielleicht nicht? Doch, was nützt es, mir deßwegen den Kopf zu zerbrechen? Wenn sie nicht sprechen, so geschieht es, weil sie nicht dürfen.

Ich erlaubte mir nicht die leiseste Frage, welche den Anschein hätte haben können, als wolle ich mich ihrem Vertrauen aufdrängen. Das Geheimniß, welches sich hinter dem Schweigen meiner Jugendfreunde verbarg, war in meinen Augen so heilig, daß es sogar die Neugier ausschloß. Nichtsdestoweniger war eine gewisse Entfremdung zwischen sie und mich getreten. Ich fühlte mich nicht mehr behaglich in ihrer Gegenwart, denn ich fürchtete, sie möchten sich Zwang anthun. Auch sie — besonders Cäsar — waren in meiner Gegenwart befangen.

Eines Morgens trat mein Bruder sehr zeitig in mein Zimmer und fragte, ob er nicht gestern Abend sein Jagdgewehr stehen gelassen hätte. Ich errieth sogleich, daß das Gewehr blos ein Vorwand war. Cäsar suchte es in allen Winkeln des Zimmers. Er setzte sich nieder und beklagte sich über die Hitze, die doch keineswegs drückend war. Er schritt auf und ab, und sprach von gleichgültigen Dingen, aber es war klar, daß ihm etwas auf dem Herzen lastete. Eben als er das Zimmer wieder verlassen wollte, drehete er sich plötzlich wieder herum, ergriff meine Hand und sagte in hastigem Tone:

„Es thut mir weh, ein Geheimniß vor Dir zu ha-

ben, aber dieses Geheimniß ist nicht mein, und Du darfst daher nicht böse auf mich sein. Es ist vielleicht nicht recht von mir, daß ich Dir auch nur so viel sage, aber ich kann es nicht länger aushalten!"

Im Laufe des Tages nahm mich Fantasio auf die Seite und sagte:

„Du hast es errathen. Habe nur ein wenig Geduld. Es handelt sich um einen Aufschub von wenigen Monaten. Es sind Einwürfe wegen des Alters gemacht worden, aber wir wollen schon sehen, daß wir sie beseitigen. Mittlerweile sei gutes Muthes und bemühe Dich besonders, so viel Geld als möglich zu ersparen."

Also ich war zu jung! Welch ein Unglück! Wie gern hätte ich ein, zwei, ja zehn Jahre meines Lebens darum gegeben, um nur mündig zu sein!

Von diesem Augenblicke an war jede Wolke zwischen meinen Jugendfreunden und mir verscheucht. Ich beschränkte meine Ausgaben; ich rauchte weniger; ich ward geizig und bereitete mich durch Nachdenken und Schweigen auf meine Einweihung in Geheimnisse, die ich zu wissen brannte und dennoch beinahe fürchtete.

Ende des zweiten Bandes.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.